



Berlin, den 14. März 1903.

## Vatikana.

**D**er Bischof: Episkopus bin ich, als Aufseher eingesetzt durch Deiner Heiligkeit Willen; und sollte nicht sehen? Mit Mitra und Stab, mit dem Ring und dem Kreuz geschmückt; und sollte der Schlüssel vergessen, unter allen Weihkräften der wichtigsten, an die den Treuen kein sichtbares Sinnbild zu mahnen braucht? Vom Hauptpfade der Pflicht wäre ich dann gewichen, ein schlechter, eidbrüchiger Knecht. „Was Du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden sein; und gelöst sei droben, was Du hienieden löstest.“ Nicht hinter den letzten Hütten der Stadt des Tetrarchen Philippus sollte das Wort verhallen, nicht bis an die Kalkwand des Hermon nur tönen; und wahrlich: nicht Simon Petrus nur, Jonas Sohn, wurden die Schlüssel anvertraut, die das Himmelreich öffnen und schließen. Seine Hand ließ sie uns; und der Fels Petri mühte wanken, wenn weltlicher Hochmuth auch den kleinsten Theil der Schlüsselgewalt nur verkümmern dürfte. Unser sind die jura jurisdictionis; und jeder Versuch, sie zu schmälern, greift in apostolisches Urrecht, an das nur Kegerfrevler bis heute zu tasten wagte. Welcher Schuld also ward ich geziehen? Eingeschärft ist mir, nicht, wie ein träger Verwerfer, in blindem Schlaf die potestas magisterii mühsigen Fingern entgleiten zu lassen. Und dem Gebot horchte mein Ohr. Entschieden ist: katholische Eltern dürfen nicht ohne zwingenden Grund ihre Kinder in akatholische Schulen schicken; oft ex cathedra entschieden. Diese Entscheidung rief der Hirt ins Gedächtniß der Heerde; denn ihn bangt um das Schicksal verlaufener Lämmlein. Weit hat der Irrglaube in meiner Diözese seines Trugtempels Pforten aufgethan und Bügellose taumeln hinein. Da sitzen sie, unbehütete Mägde,

neben Keizerkindern, mit Lutherischen auf einer Bank. Lehrern, die nicht aus unseren Quellen getränkt wurden, sind sie überlassen; Lehrern, die nie gelernt haben, daß schon die leiseste Berührung mit ungeweihter Hand das schwache Fleisch zur Sünde vergiftet. In lustigem Tanz drehten sich Lehrer und Schülerinnen. Und in unreinen Schalen wurde neugierigen Kinderinnen gereicht, was der Geist gottloser Zeit „Bildung“ nennt. Alte Heidenbilder aus Hellas pries man thörichten Jungfrauen, sprach vor ihnen von Renaissance als einer Epoche froher Bewußtseinerweiterung und scheute sich nicht, einen Goethe ihnen als leuchtendes Vorbild zu weisen. Dem Staat, was des Staates ist. In seinen Münzstätten mag er Werthe prägen, die er in Zahlungsnoth braucht, in seinen Schulen Homer und Goethe als Führer durchs Lebensgestrüpp empfehlen. Trauernd sehen wirs; es zu ändern, fehlt uns die Macht. Doch was zu unserer Gemeinde zählt, füge sich unserem Gesetz. Drum erhob ich die Stimme. Euren Kindern, sprach ich, stehen in unserer guten Stadt christliche Schulen offen; nicht zu ihnen gehört die Töchterchule, die Staat und Stadt für ihre besonderen Zwecke gründeten. Wer von Euch Eltern dorthin die Kleinen sendet, ohne unwiderstehlichen Zwang, ohne den gegen Ansteckung nöthigen Schutz, Der sündigt und sucht vergebens in Beichte und Buße Absolution. Das Himmelreich bleibt ihm verschlossen. Nichts weiter sagte ich; und ließ von allen Kanzeln katholische Christen anflehen, der Verantwortung eingedenk zu sein, die sie vor Gott für das Gedeihen ihrer Leibesfrucht tragen. Nicht mit Bitte und Mahnung durfte ich mich begnügen. Seit zwanzig Jahren bitte ich, mahne und warne; das Unkraut der Irlehre aber wächst. So mußte über faulen Gärtnern die Zuchtruthe geschwungen werden. Welche Hoffnung reifte uns, wenn wir die Kinder verlören? Im Lager des Feindes selbst hat Einer, den ihr Narrenstolz einen Philosophen nennt, ein scharfer Kopf, der voll Sehnsucht nach Nirwana schielte, mit dem höhnischen Grinsen des Gottleugners gesagt: „Die Religionen wenden sich eingeständlich nicht an die Ueberzeugung mit Gründen, sondern an den Glauben mit Offenbarungen. Zu Diesem ist nun aber die Fähigkeit am Stärksten in der Kindheit: daher ist man vor Allem darauf bedacht, sich dieses zarten Alter zu bemächtigen.“ Den Satz könnte, ohne den häßlichen Neben-ton, auch Unsereriner gesprochen haben. Wer für die Knospe nicht sorgt, wird sich der Blume nicht freuen. Soll Kausifaa nun, Kalyso, Helena gar am Lebensthor christlicher Jungfrauen thronen? Gretchen und Märchen sie auf den breiten Buhlpfad winken? Im Reigen früh schon des Evagelüsten erwachen? Das Kreuz risse ich von der Brust und zerbräche den heiligen Ring,

ehe ich Solches unthätig sähe. Nicht Heiden aufzuziehen, bin ich vom Vater geandt. *Volvitur orbis: stat crux.* Was vermag das Toben Abtrünniger über Rom? Nicht zum ersten Male höre ich ihr Geheul. Lauter als heute noch wüthete es, da ich im Spiegelschrein das Gewand des Herrn den Gläubigen zeigte; Keinen aber hemmte es auf dem Wege zum Heil. Sechshunderttausend Pilger knieten vor dem heiligen Kleid. Und wie ich damals die Spötter fragte, ob denn sie etwa nicht, die Aufgeklärten, Modernen, an die Wunderwirkende Kraft von Räden, Schmuckgeräth, Blutmischung glaubten, so frage ich jetzt, ob Einer von ihnen, Demokrat oder Konserverativer, freiwillig dulden würde, daß ihm, seiner Willensrichtung, das Kind in der Schule entfremdet wird. Keiner. Nur von uns, die doch nicht weltlicher Eigennuß treibt, wird solches Opfer verlangt. Meine Seele ist getrost. In allen Rechtsquellen ist mein Thun reingebadet und furchtlos harre ich des Gerichtes. Lumen in coelo, hatte Sankt Maleachi, der Ire, geweissagt, werde der Nachfolger des Papstes sein, der mit Unfehlbarkeit als köstlichstem Kleinod die dreifache Krone zierte; und in ungeschwächtem Glanz noch leuchtet dieses Licht über die Welt hin. Kein Winkel ist ihm dunkel, keine Falte im Herzen des geringsten seiner Diener. In diesem Licht bin ich gewandelt. Nicht zog ich aus, Zwietracht zu säen und die Brut nachgeborener Dioletiane zu neuer Verfolgung zu reizen. Sondern ich that, was den Episkopos der Eid zu thun verpflichtet, und that nicht, was der Rath bequemer Weltglücksjäger ins Ohr raunte. Welcher Schuld bin ich geziehen? Ich höre das Zischeln: An den Staat mußt Du Dich wenden, Deiner Beschwerden Last still vor die Regirenden tragen und mit demüthigem Lächeln um Erleichterung betteln. Nimmermehr. Der Schlüsselgewalt und des Lehraufsichtrechtes wäre ich — und in mir die Kirche — verlustig. *Ecclesiarum omnium mater et caput:* als ich zum Stuhl meines Richters schritt, las ich an Sankt Johannis Hause das stolze Wort. Und die Mutter nähme von der entarteten Tochter das Recht, das Haupt gehorchte dem verkrüppelten Glied?.. Harte Zeit ist; und keines Daumens Breite räumen wir dem anstürmenden Feind. So will es der große Papst.

Der Kardinal-Staatssekretär: So ist sein Wille. Und nie wird sein erhabenes Wort den Diener tadeln, der irgend ein Recht, mag es zunächst noch so gering scheinen, des Apostolischen Stuhles *usque ad effusionem sanguinis* wahr. Niemals. Auch sieht der hochwürdige Herr Bischof nicht als ein schuldig Erkannter hier. Was er that, hielt im Konistorium der Prüfung Stand: kein Grundsatz alten noch neuen Kurialrechtes wurde verletzt. Die Mädchenschule, die seine Strafandrohung traf, bietet des Aergernisses

übergenug und den an ihr Ehrenden wird mit Fug seit Jahrzehnten die *missio canonica* versagt. Nicht neues Recht hat Bischof Felix geprägt; nur altes vom Rost der Zeiten gereinigt. Und weit wegzuweisen ist die Zumuthung, der Episkopos sollte in streitigen Fällen den Staat als Richter anrufen. Ein einziger Richter lebt ihm. *Ad tuam, Domine Jesu, tribunal appello.* Dieser Eine spricht in Sanct Peter mit seines Statthalters Zunge. Dem Beschehenen konnte im Heiligen Kollegium nicht eine Stimme das *Placet* weigern. Auch anderer Anschuldigung sanken die Stützen ins Nichts. Die Klage war, dem nationalen Empfinden werde nicht genug Rechnung getragen; der Bischof fühle sich nicht als Deutschen. Wir kennen die Weise und lächeln, so oft sie über die Berge klingt. Als Gregor auf dem römischen Sklavenmarkt zum ersten Mal Angeljachsen sah und beschloß, dem kräftigen Volk des Königs Offa das Evangelium künden zu lassen, als die Angeln den neuen Glauben aufs Festland, ins Frankenreich trugen und Bonifazius die westfränkische Kirche schuf: war da dieser heiligen Männer Absicht, die ewige Lehre mit deutscher oder britischer Nationalfarbe zu tünchen? Sollen Metempsychosen sein, dann mögen die Seelen der dem Heil gewonnenen Völker nackt nach Rom wandern; denn hier wohnt der Vater. Das Gewissensexamen läßt keinen Zweifel bestehen. Einer, der, ehe er der Versuchung erlag, zu den stärksten Streitern der Kirche gezählt werden mußte, Ignatius Döllinger, hat in seinen frommen Tagen geschrieben: „Unser Christenthum darf und soll keinen nationalen Beigeschmack haben; es soll nicht, gleich jenen feurigen, künstlich gebrannten Getränken, den Saumen dieses oder jenes Volkes kugeln; unsere Lehre und religiöse Uebung soll sein und ist reines, klares Wasser, farblos und geruchlos, das allgemeine gesunde Getränk für Jedermann, heute wie gestern, morgen wie vor tausend Jahren.“ Würde es jemals anders, wir hätten jämmerlich schlecht mit dem anvertrauten Pfunde gewuchert. Also auch hier finden wir unseren Bruder ohne Fehl. Das habe ich dem Beschwerdeführer nicht verschwiegen. Seit aber ein hoher Wille mich, wider Wunsch und Neigung, aus dem Frieden der madriker Nuntiaturs auf diesen Platz rief, zwingt jeder Tag, zu bedenken, daß unser Reich auch von dieser Welt ist. Und ich darf nicht heheln, daß der Gesandte einleuchtende Argumente mitbrachte. Die Regierung habe Proben ihres guten Willens gegeben und sei den streng Lutherischen längst schon verdächtig geworden. Die Straßburger Fakultät, die überragende Macht des Centrums, der Entschluß, den lästigsten Theil des Jesuitengesetzes wegzuräumen: das Alles habe protestantische Eiferer aufgerüttelt und die Masse erregt. Noch schädlicher

seien die falschen Gerüchte geworden, die behaupteten, Rom's Einfluß unter-  
 spüle in Bayern, Sachsen, Baden das purpurne Fußgebälk der Throne.  
 Doppelt verhängnißvoll müsse in solcher Zeit jeder allen Augen sichtbare  
 Konflikt wirken. Der Widerstand gegen die Rückkehr der Väter Jesu werde  
 verstärkt, auch im Bundesrath; und die Volksstimmung könnte die Re-  
 girenden gewaltsam in andere Richtung drängen. Deshalb hoffe man, von  
 der Sella Frieden stiftenden Ruf zu hören. Zugestanden wird, daß in der  
 Diözese des Bischofs Felix nicht Alles ist, wie es sein sollte, und versprochen,  
 „Unzuträglichkeiten, Unvollkommenheiten und Mängel“ nach Kräften ab-  
 zustellen. Nur müsse der Kanzelerlaß, von dem man überrascht worden sei,  
 zurückgenommen und der Schein staatlicher Unterwürfigkeit gemieden wer-  
 den. Die Lage ist schwierig und ich hätte gewünscht, daß dieser Schatten nicht  
 auf die Jubelfeier des Heiligen Vaters fiele. Nicht neuen Kulturkampf fürchte  
 ich; doch der Widerhall wachsender Unruhe klingt von fern her in mein Ohr.  
 Die Modeschlagwörter sind abgenutzt und überall langen leere Hirne wie-  
 der nach dem ältesten, nach der Keyerlösung: Segen Rom! Wie die zahme  
 Hausstaube zu gewissen Zeiten Wesenszüge der columba livia zeigt, so regt  
 sich in entzügelten Menschen nun nach langem Schlaf der wilde Atavus. Mit bio-  
 genetischen Gesetzen muß auch die Kurie rechnen. Ein Erstarren des wittenber-  
 ger Geistes wäre gerade jetzt gefährlich, weil es die französische Apostasie er-  
 muthigen müßte. Eins zieht das Andere; und der Aufklärungswahn lockt hochmüthigen  
 Unverstand, von den Nachbarn sich nicht überflügeln zu lassen. Darin nur läge  
 der Werth, wenn den Vätern Jesu die deutsche Grenze geöffnet würde. Das  
 Gesetz war und ist unwirksam, ein Spielzeug für gedankenlose Kinder. Wich-  
 tig wäre aber, daß wir jetzt den französischen Sektirern sagen dürften: Wäh-  
 rend der Christenheit älteste Tochter die Kongregationen vertreibt, ruft ein  
 protestantischer Kaiser mit einstweilen noch schüchternen Stimme den verhaß-  
 testen Orden ins Land zurück. Das ist zu erwägen. Sähe Antonelli hier, er  
 rieth vielleicht, den Feuerbrand über die Alpen zu werfen. Doch was hat  
 sein blindes Wüthen vermocht? Sein letzter Blick sah die Territorialmacht  
 verloren, das Gewicht des Apostolischen Stuhles gemindert, die Hierarchie  
 gelockert, sah einen Nachfolger Petri, dem sogar der moralische Einfluß ins Ge-  
 biet der Weltereignisse bestritten wurde. Die Spuren schreden; und nie weckte  
 solcher Rath ein Echo im Sinn Seiner Heiligkeit. Noch ist nichts verloren. Daß  
 die deutsche Regierung, statt gegen den hochwürdigen Bischof die Staatshoheit  
 walten zu lassen, in Rom Hilfe sucht, ist imponderabler Gewinn und wäre ein  
 Triumph der Kirche, wenn ihrem Gebieter nicht früher schon, im Karolinenstreit,

das Schiedsrichteramt zugewiesen worden wäre. Klügelnder Menschenwitz findet in solcher Wirrung nicht leicht die rechte Fährte. Der Verstand mahnt den Politiker, den Streit nicht aufs Aeußerste zu treiben; den Priester warnt das Gefühl vor rascher Nachgiebigkeit, die in die Weite wie Schwäche wirken müßte. Das bischöfliche Ansehen darf nicht geschmälert, die gute Absicht der deutschen Regierung nicht unerhört zurückgestoßen werden. Nur auf einem Weg dünkt mich das Ziel zu erreichen. Dem Gesandten wäre zu antworten: Der Kanzelerlaß fällt mit dem Gegenstand; er wird widerrufen, wenn die Mißstände, die er bedroht, durch staatlichen Eingriff beseitigt sind.

Der Papst: Klug und treu sprachet Ihr Beide, Du, mein Sohn Felix, und erst recht Du, Mariano. Und während das Ohr lauschte, krochen alte Gedanken in tiefe Gedächtnißfurchen zurück. Ein Jahrhundertviertel! Die siebente Februarnacht nahte und gen Sonnenuntergang stand das Bett, wo, auf rother Seide, Pius lag. Den weißen Schleier mußte ich heben, mit silbernem Hammer dreimal das Haupt ihm berühren und fragen: „Schläfst Du, Giovanni Mastai?“ Keiner erwachte je aus solchem Schlaf. Als Lepeter sah ich das Antlitz; und drückte das Kämmerersiegel auf den Sarg. Schon lebte in mir die Gewißheit: Du bist sein Erbe. Pappalettare und Bonghi hatten mich genannt, Tote Träumenden verkündet, der Kämmerer werde Papst sein, die Kardinäle Consolini und Bartolini, ehe Pius noch in Tannenholz, Blei, Ulmenholz gebettet war, mich ihrer Stimmen versichert. Dreglia und Pietro waren im Konklave machtlos und auf keinen anderen Kandidaten hätte sich eine Mehrheit vereint. Scufzend mußten die Gegner sich fügen und sagen: In regno caecorum beatus monoculus. Alte Zeiten! Carpineto, die Heimath, der Friede im Jesuitenkolleg von Viterbo, das Glück ersten Wirkens in Benevento, in Brüssel —: wie weit! Böses sann, doch Gutes that Antonelli mir, da sein Haß den Landsmann fern von Rom hielt. Ein Olivenhain und die Ruhe des Dichters: nicht Anderes erslehte meine Seele. Wehe Dem aber, der dem Ruf auf den höchsten Sitz nicht folgt; noch im Schattenreich peitscht ihn der Horn eines Dante, wie jenen fünften Coelestin, der nach fünf bangen Monden der Statthalterpflicht entfloß. Nicht der leiseste Zweifel kam mir; nur ward, als verflachte das Augenlicht, so oft aus dem Munde des Delans mein Name erklang. Was ist Macht und Herrlichkeit dieser Welt? Den Kerzen gleich, die, daß sie erloschen, die Diakone auf meinen Weg zur inneren Loggia warfen. Eine kurze Zeitspanne: dann liegt ein Pecci auf dem Goldtuch in der Flammenpracht der Basilika und die Menge zieht an dem Eisengitter, das nur die Füße mit den rothen

Pantoffeln freiläßt, vorüber und murmelt dem Toten die Grabrede. „Stolz war er. Ein harter Herr. Ein Geizhals.“ Pius hatte besseren Nachruf. Der gemeine Mann liebte den großartigen Bauernsinn dieses echten Oberhirten, den Glanz, die Freigiebigkeit, den jähen Zorn und die überquellende Gütlichkeit Dessen, der auch in seinen dunkelsten Stunden immer ein Pappas in des Wortes volksthümlichster Bedeutung war. Nie fehlte dem ungefümen Phantasten die funkelnde Rede. Und nach ihm ein wortstarker Poet! . . . Was, mein Mariano, bestimmte damals die Wahl meines Namens?

Der Kardinal-Staatssekretär: Die Verehrung, die der Kardinal Pecci Leo dem Zwölften darbrachte. So erzählte man.

Der Papst: Und sprach wahr. Nur vergaß man, zu unterscheiden. Nicht den strengen Kegerrichter, der die Gefängnisse der Inquisition wieder füllte, bewunderte ich, sondern den Reformator des Kirchenstaates, den Befreier der britischen Katholiken, den Erzieher und Pfleger mühsäuliger Menschheit. Wer durchschaute sich ganz? Weil ich in Perugia die Totenmesse für Cavour nicht gehindert hatte und manchen Günstling des Quirinals an meinem Tisch sah, galt ich als liberal, als rother Jakobiner. Der Wunsch, solche Thorheit abzuschütteln, mag zu Leos grausamer Strenge geblüht sein. Doch wenn ich in Sanct Peter vor dem Steinbild kniete, das Thormaldsens Hand schuf, grüßte das Herz den milden Mann, den in von ihm erbauten Spitalen noch heute der Sieche rühmt. Mild zu sein, gelobte auch ich mir; nicht so laut, nicht so heftig zu reden wie Pius. „Wir sind nicht stumme Hunde, sind Kämpfer des Herrn und seine Stimme spricht uns aus dem Sturm, der Eichen und Cedern entwurzelt.“ Das hatte gedråhnt. Er selbst aber hatte gesagt, sein Nachfolger müsse von vorn anfangen und eine ganz neue Politik treiben. Allzu wahr; erst von lichter Höhe sah ich die Verwüstung. Doch man war verwöhnt und bald hieß es: Ein Berschmied; ein Wirrkopf, der mit Streuzucker werthvolle Vögel fangen will; ein kleiner, mit thomistischer Lånche bestrichener Politiker, dessen Florentinerhystem aus kurzathmigen Eintagskombinationen besteht. Laßt sie, dachte ich. Die Summa theologiae und Joseph de Maistre sind bessere Führer. Die Unfehlbarkeit brauchte nach Thomas nicht erst unter Getöse begründet zu werden; und warum er die immaculata conceptio verwarf, wußte der große Scholastiker wohl. Wozu ohne Noth Dogmen bilden, gegen die alle Erkenntniß lebendiger Natur sich sträubt? Nicht gegen den Strom sollen wir unser Schiffelein steuern. Alle Vorstellungen wandeln sich: und Die führen wollen, blieben stets auf dem selben Fleck? Deutlich sprach die Encyklika vom Februar 1892 es aus;

für den Bereich der Politik zunächst. Ein Kleid, an das kein Faden uns bindet, ist die Form einer Regierung; in Monarchien und in Republiken kann unsere Saat aufgehen. Der Unkluge nur stemmt sich der rerum novarum semel excitata cupido entgegen, von der ich, im vierzehnten Jahr meines Pontifikates, am Eingang des Hirtenbriefes an die Arbeiter sprach. Auch da noch zu laut; bis ins letzte Bett lernt man nicht aus. Leise nur; langsam und leise. Solche Greifenregel ist freilich nichts für Euch, junges Volk.

Der Bischof: Euer Heiligkeit väterlicher Tadel . . .

Der Papst: Nichts von Tadel. Du konntest nicht anders. Was zu glauben, zu thun ist, bestimmt, nach göttlichem Recht, die Kirche; und daß wir von diesem Recht nicht eines Daumens Breite opfern dürfen, habe ich in der Encyclica Sapientiae Christianae betont. Lange hats gedauert, bis ich leise sein lernte; wie vermöchtet Ihr kaum Ergraute es heute schon? Du brauchtest den Kanzelerlaß nicht: die verschwiegenen Wege der Seelsorge führten schneller ans Ziel. Aber die Kraftprobe war nützlich. Das Schiedsamt im Karolinenstreit schätzte ich als ein Kompliment; nicht höher: denn solche Rolle überträgt man sonst einem kleinen König oder Präsidenten. Dies hier ist mehr, Mariano. Dies ist uneingeschränkte Anerkennung der Pontifikalmacht und sagt dem Erdball: Nicht uns, nur dem Oberhaupte der Kirche steht das Recht zu, einem Hirten den Pfad zu weisen. Das ist viel, ist, amice, sehr ponderabel. Und hundertfach ist der Nutzen, wenn kein Befränkter aus der Probe hervorgeht. Hildebrand triumphirte; doch die Schmach von Kanossa brennt bis auf diesen Tag in deutschen Herzen. Nicht triumphiren soll man, sondern die Reibung vermeiden; nicht siegen, sondern versöhnen. Welches Jubelgeschrei höbe an, wenn ich, im Stil Mastais, scharfe Worte nach Frankreich hinriefe! Das Werk aber, das Monsignore Czacki einst mit klugem Takt begann, wäre vernichtet. Dem weltlichen Regiment lasse ich diese zerstörende Kunst; das mag heute ein Volk, morgen eine Partei sich entfremden. Wir wollen Keinem den Weg oder Rückweg sperren. Wir sehen über das Schickjal eines Caesar, einer Dynastie weit hinaus. Deshalb: so lange eine Symbiose irgend möglich ist, muß sie gesichert werden; auch unter Opfern. Euch schreckt noch Luthers Schatten. Ein großer Schatten; aber hat er Sankt Peter in Nacht getaucht? Schaut doch um Euch: wie klein der Gewinn nach vier Jahrhunderten! Ein starker Wille, aber eine schwache Vorstellung näher und ferner Entwicklungsmöglichkeiten; und ein völliger Mangel an Menschenkenntniß. Ohne festes Geländer findet der arme Adamssohn nicht vorwärts, nicht einmal rückwärts; und in dem Haus, dessen Mauern

die *ratio cinatio* als Mörtel zusammenfügte, fröstelte so Mann wie Weib. Keine Farbe, kein Bild, kein Schmuckgeräth aus den Schatzkammern alter Kultur — und nach buntem Bug sehnt sich im grauen Dasein doch jegliches Geschöpf —, weder Reichte noch Losspruch, kein Klerus, nichts, was zu den Sinnen spricht; ein asiatischer Götz: das Wort. Das Ganze der großartige Irrthum eines Menschenverkenners. Sie fühlen es längst. Seht ihre Kirchen jetzt an: römische Leppigkeit dringt in die kahlen Wände, und wo sie noch fehlt, zerstreibt die Gemeinde. Was auf Protest gegründet war, auf Negation, kann sich ohne Staatsstützen nicht halten. Gebt zum Protest keine Gelegenheit: und der Protestantismus entschlummert. Löst ihn vom Staat: und die Fahne der Freiheit weht über Ruinen. Vierhundert Jahre! Vernichten wollten sie Rom und nie wieder sollte es wagen, den Richterarm über die Alpen zu recken; nun lebt es in alter Pracht, reicht mit seiner Schlüsselgewalt weiter denn je, hat in Indien und Afrika der Hierarchie helle Wohnstätten geschaffen und der Feind ist froh, wenn wir gegen ihn nicht zum Sturmangriff rufen. Ich war schon Kämmerer, als Bismarck im Haus preussischer Herren den Papst „den Feind des Evangeliums“ nannte und ihm die Absicht unterschoob, alle nicht dem Schlabus Gehorsamen zu martern und auf Scheiterhaufen zu schleppen. Und heute? Ein Bischof giebt den Berlinern Aergerniß und sie tragen ihre Klage behutsam nach Rom. Wir dürften frohlocken, — wenn Weisheit nicht zum Schweigen riethe. Nein: nicht von dort droht uns die Gefahr. Bläst nicht in die Funken und sie werden sacht verglimmen. Was sehnsüchtig ein Jenseits erträumt und ohne Stillung metaphysischer Bedürfnisse nicht leben kann, rückt mehr und mehr zusammen; kluge Weltleute könnten in ihrer Sprache von einem kommenden Truist der Transzendenten reden. Nur die Anderen fürchte ich, die entschlossen sind, in der Zeitlichkeit schon die Lösung irdischer Räthsel zu suchen und, da sie als Christen hienieden nicht handelnd leben können, als Heiden dem Leben neue Lehre anzupassen. Denen genügt nicht, den Namen alter Werthe nach der Mode zu ändern. Die sind nicht zufrieden, wenn sie dem Herrn und Heiland die jungfräuliche Mutter zuerst und über ein Kleines dann auch noch die Gottheit abgeschwaht haben. Die graben die Fundamente des alten Gebäudes auf und heißen sich hochgemuth Widerchristen. Ehe sie siegen, liege ich längst in Tannenhölz, Ulmenholz, Blei; aber ich fühle, wie es unter der Oberschicht sich in der Erde regt, wie es in dem gallischen Vulkan lodht, den Kurzsicht erschöpft glaubte. Das ist meine Sorge; Eure Saatsaktionen rauben mir nicht den Schlaf. Kleiner Haber. *Neminem laede!* Die Zeit kommt nicht zu uns; wir müssen zu ihr gehen. Keinen

dürfen wir abstoßen, der inbrünstig einen Himmel sucht. Das Gemeinsame finden, nicht den winzigen trennenden Riß mit scharfem Messer erweitern. Und Jedem, der guten Willens ist, den Schein der Herrschaft gönnen, — wenn nur das Wesen uns bleibt. Was wollte Dein Kanzelerlaß, mein Sohn? Dem Wunsch des Episkopos Erfüllung bringen. Diese Erfüllung ist heute gewiß. Die Regierung des Deutschen Kaisers hat durch den Mund des Legaten zugesagt, Gerechtigkeit solle walten und kein Mißstand zu Jahren kommen. Mit dem Gegenstand fällt die Beschwerde. Wer den ersten Schritt thun soll? Nun: der Stärkere. Eine Weile werden sie höhnisch lachen; nicht lange. Habeant. Sie brauchen uns drüben, können ohne unsere treue Streiter-schaar ihr Leben nicht fristen. Keine Furcht also, daß sie uns mit Arglist betrügen. Ein Deutscher wars, ihr Größter, der rief:

Ist Konkorbat und Kirchenplan  
Nicht glücklich durchgeführt?  
Ja, fangt einmal mit Rom nur an,  
Da seid Ihr angeführt!

Zwei schlechte Reime, aber ein, wills Gott, ewig wahrer Gedanke. Manchmal, Oreglia, ist's doch ganz gut, wenn der römische Bischof auch das Verschmieden ein Bischen gelernt hat; schon, Spötter, weil ein Fuchs den anderen riecht. Dir, Mariano, bleibe Erinnerung an diese Stunde; nicht als an die Geburtsstunde politisch lange nachwirkender Entschlüsse: wichtig kann Dir der Blick in ein altes Herz werden. Lieber als jedem Anderen ließe ich Dir den Fischerring. Und bist Du nicht ignis ardens, die Gluth, die Maleachi über meinem Grabe aufstammen sah? Schütze sie vor allzu wildem Flackern! Sei leise, mein Sohn, unter Lauten stolz immer der Leiseste! Wer von diesem Sitz spricht, braucht nicht zu schreien; niemals. Bedenke der Jubel-feier: von allen Ehren der Welt hatte keine höheren Werth als die gerade, die jetzt Deinem jungen Auge wohl noch eine Schwälerung des Papstkönigsrechtes scheint. Ein Deutscher Kaiser, ein Protestant, sucht gegen einen ihm pflichtigen Deutschen in Rom sein Recht. Dessen erinnere Dich, wenn sie Dich, im weißen Gewand, auf die Loggia führen, wenn Du zum Segen die Arme über die Stadt hinbreitest. In der Basilika liegt auf dem Goldtuch dann Einer, der nicht fluchte, nicht Bannbullen schleuderte, nicht mit Menschenhaß neue Dogmen zurecht schnitt. Und die Völker der Erde kamen zu ihm.



## Buren und Briten\*)

Die verhältnißmäßig große Zahl der die Waffen streckenden Buren hat Alle überrascht, die ihre Kenntnisse nur aus englischen Berichten schöpften. Trotz der offiziellen Darstellung handelte es sich auch am Schluß nicht um das bloße Verzweilungsringen unorganisirter Banden, sondern um das — wenn auch getrennte — Auftreten geschlossener, energisch geführter Corps. Der zerklüftete und unzugängliche Ljdenburg-Distrikt, die Zufluchtstätte des Widerstandes, war wie geschaffen, den Kampf noch um Monate zu verlängern. Daneben fehlte es natürlich auch nicht an wirkungslosen Putschversprengter Abtheilungen.

Die Bahnlilien waren buchstäblich mit Draht verstrickt. Auf je hundert Schritt traf man auf den wichtigsten Strecken ein Blockhaus. Dazwischen waren noch primitive Schanzen und Erdwerke ausgehoben. In unermüdlicher Kleinarbeit hatten die Engländer das Land in Distrikte abgedrahtet, um die Bewegungsfähigkeit der Buren zu lähmen, ihre Verpflegungsbasis einzuschränken und das taktische Zusammenwirken zu hindern. In Südafrika hat nicht der Feldherr gesiegt, sondern der Ingenieur und Organisator. Kitchener ist aus den Royal Engineers hervorgegangen. Was auf diesen Gebieten geleistet wurde, verdient Bewunderung und gleicht zum Theil die Schwäche der operativen Kriegsführung aus. Draht ist jetzt billig im Transvaal. Mit Befriedigung hörte ich, daß er vorwiegend deutschen Fabriken entstammt.

Europäische Taktiker haben das Blockhaussystem als eine strategische Rückständigkeit und als ein Verzweilungsmittel militärischer Rathlosigkeit verdammt. Jeder Kriegsschauplatz erzeugt aber seine eigene Taktik und fordert seiner Natur entsprechende Mittel. Die Spanier hatten auf Kuba nicht die Ausdauer und Gründlichkeit, die England in Südafrika zeigte. Sie wären sonst, ohne das Eingreifen Nordamerikas, mit der Zeit auch wohl ans Ziel gelangt. Wer die Ausdehnung südafrikanischer Steppen, die spärliche Zahl der materiellen und taktischen Stützpunkte kennt, die sie dem Angreifer bieten, und die Eigenthümlichkeit der Burenkriegsführung in Rechnung zieht, wird mit der Verallgemeinerung strategischer Grundsätze vorsichtiger sei. Ohne Blockhausystem wäre die Unterwerfung der Buren nicht durchführbar gewesen.

\*) S. „Zukunft“ vom 7. März 1900: „Das britische Transvaal“.

In Deutschland hört man jetzt viel von „Burentaktik“ reden. Man scheint darunter mehr die formale Anpassung an das Gefechtsfeld zu verstehen. Ihre Eigenthümlichkeit liegt aber auf der psychologischen Seite des Defensivverhaltens der Buren. So wenig ein modernes Massentheur auf europäischem Boden „Burentaktik“ treiben kann und darf, so selbstverständlich ist, daß seine Operationen sich in Südafrika dem Burenschema ganz von selbst anpassen würden. Das Formale ist nichts Spezifisches. Der springende Punkt liegt in der völligen Defensiv, die sich aus den Jahrzehnte währenden Kämpfen gegen die Eingeborenen geschichtlich entwickelt hat. Sie waren von dem Grundsatz getragen, daß das Leben eines einzigen Buren mehr galt als der Tod von hundert Kaffern. Man lag hinter den Kopjes und ließ die Schwarzen in die Büchsenrohre laufen. Um keinen Preis wurde die Deckung verlassen. Auf diese Weise gelang es den Buren, denen Ungeduld und rasches Handeln fremd ist, im Lauf der Zeit ohne nennenswerthen Einsatz der Kaffern Herr zu werden. Das war die eigentliche Burentaktik: ein ihrer Geschichte und ihrem Charakter entsprungenes Verfahren, das die Buren naturgemäß auf den Kampf gegen England übertrugen. Die Erfolge blieben nicht aus, so lange England auf dem Gebiete der eigenen Taktik sich noch nicht von Afghanistan und dem Sudan emanzipirt hatte. Als es aber im ungedeckten Massenansturm blutige Lehren empfangen hatte, brach die Burentaktik jämmerlich zusammen. Unfähig, die Entscheidung zu wollen, und außer Stande, sie taktisch zu erringen, zerrten die Buren in verbohrter Thatenlosigkeit die Operationen hin. Chance auf Chance gaben sie aus der Hand, ließen ihre Erfolge ungenutzt und gelangten zur Katastrophe von Paardeberg. Eine traurige Kette versäumter Gelegenheiten: Das war das Endergebniß der Burentaktik! Zu spät wurde von kühnen Männern, die die Noth gebar, der Offensivgeist geweckt.

Ein öderer, ungemüthlicherer Aufenthalt als der in einem südafrikanischen Blockhause ist kaum denkbar. Monate lang zwischen Wellblech, Eisenschienen und Sandsäcken inmitten trostloser Steppen eingepfercht, Tag und Nacht des Angriffes gewärtig! Humor und Langeweile haben unter der Besatzung ihre noch heute sichtbaren Blüten getrieben: das Innere der Häuschen ist mit Bildern aus illustrierten Zeitschriften säuberlich austapezirt. Roberts, Ritchener, King Edward und die Queen haben ihren Platz unter den zahlreichen Schlachten-

darstellungen gefunden, in denen der patriotische Stolz des Zeichners meist frei mit der historischen Wahrheit schaltet. Vor den Zugängen leuchten in weißen Steinchen auf dunklem Grunde dem Vorüberfahrenden die Namen und Embleme der Regimenter entgegen, deren Thatendurst keine glänzendere Bethätigung in Südafrika finden sollte. Der das Blockhaus umgebende Drahtvorbau, „the curtain“, war gewöhnlich mit leeren Konservenbüchsen behangen. Die Inschriften an den Außenwänden: „House to let“ oder „Tommy's home“ verfehlten in der Verlassenheit der Szenerie niemals ihre Wirkung.

Erst dem Augenzeugen wird verständlich, in welchem Grade der Krieg ein Kampf um die rückwärtigen Verbindungen, die Lösung einer Wagenfrage war. In den Tausende von Kilometern langen Defensivlinien mußte auf die Dauer auch der offensive Geist der Engländer ersticken. Er machte schließlich einer Zaghaftigkeit, ja, Rathlosigkeit Platz, die sich an einzelnen Stellen geradezu in Komik äußerte.

Eine der traurigsten Erscheinungen des Krieges war die Thatsache der National Scouts. Sie ist nicht mit den Volkstugenden in Einklang zu bringen, als deren Verkörperung heimathlicher Ueberschwang den Buren hinzustellen liebt. Man bedenke, daß aus den Reihen eines um seine höchsten Güter ringenden Volkes die Kämpfer in Schaaren zum Feinde übergehen, sich zu einem „nationalen“ Corps vereinigen und gegen die eigenen Brüder fechten! Der Verrath ist überhaupt ein trauriges Kapitel in der Geschichte des Burenkrieges. In jeder Form, versteckt und offen, ist er, namentlich anfangs, geübt worden. In Unentschlossenheit und Feigheit hat er sich auf dem Gefechtsfelde geäußert. Abtheilungen ließ man in gefährdeten Lagen im Stich und Heereskörper versagten einander die gegenseitige Unterstützung. Diese trüben Erscheinungen gipfelten in der Bildung der „National Scouts“. Ein nationaler Schandfleck, den der in der harten Schule der Kriegserziehung später erzeugte Opfermuth und Heroismus nicht völlig zu verwischen vermögen. Auch das mächtige England begann, um seine Existenz zu kämpfen, und bediente sich aller erreichbaren Mittel, den Kampf zu siegreichem Ende zu führen. Die National Scouts bedeuteten weniger einen Zuwachs an Kämpfern als an unersehbaren Landeskennern. Diese mit den Hilfsquellen und Schlupfwinkeln des Landes, den Plänen und Schlichen ihrer Volksgenossen vertrauten Ueberläufer leisteten dem Feind unschätzbare Dienste. Als nun England noch die zügellosen Kaffern-

horden den in die Enge getriebenen Buren schaaren in den Rücken hegte, mußte die Ausfichtlosigkeit des Widerstandes sich auch den stärksten Gemüthern aufdrängen.

Ich hörte bestätigen, daß die Einrichtung der Konzentrationlager ursprünglich nicht humaner Absicht entsprang. England wollte durch die Isolirung der Frauen einen Druck auf die kämpfenden Männer üben, erzielte aber nur das Gegentheil, da es die Frauen unterschätzte. Die Frau war des Burenvolkes besserer Theil. Sie wies den Gatten und Bruder wieder ins Feld hinaus, wenn sie sich aus der Front zu ihrer Farm zurückzögen. Sie trieb in eigener Entfagung die Männer zum Ausharren an. Die Burenfrau war der geistige Träger des Widerstandes. Ihr heldenmüthiger Sinn und ihre stumme Aufopferung haben ihr einen Ruhmeskranz um die Stirn geflochten.

Im Verlauf des Krieges traten alle mit den Konzentrationslagern anfänglich verfolgte Nebenwecke hinter die unabweishbare Nothwendigkeit zurück, die Burenfamilien vor Hungersnoth und Obdachlosigkeit zu schützen. Der Zerstörungskampf hatte jede Existenzmöglichkeit außerhalb des englischen Reiches vernichtet. Die schwierige Aufgabe, vor die sich die englische Heeresverwaltung gestellt sah, war ohne Konzentration und straffe Handhabung nicht zu lösen. Rücksichtslosigkeit und Härte waren die natürlichen Begleiterscheinungen der so eigenthümlichen Einrichtung, der die Kolonialgeschichte kein Muster bot. Die Wahrheit über die angeblichen oder wirklichen Gräuelf wird sich jetzt, nach Aufhebung der Censur, Bahn brechen. Die Leidenschaften flauen ab und die Welt wird an der Hand von Thatsachen das Wort von der „beispiellos humanen Kriegsführung“ einer sachlichen Nachprüfung unterzogen. „noek 'jamoh yeute 'erihajst' oik' wekeajigiteit, den' Sent der englischen Heeresleitung nicht bedingungslos der unter ihr begangenen Ausschreitungen wegen zu verdammen. Ein Kriegsschauplatz von der gewaltigen Ausdehnung und der Eigenart südafrikanischer Steppennatur führte zu einer ungewöhnlichen Selbständigkeit und Ungebundenheit aller Organe. Das sozial minderwerthige Freiwilligen-Offizierscorps war dieser Lage moralisch nicht gewachsen. Der lange Buschkrieg, der die schlechten Instinkte im Menschen entwickelte, demoralisirte die ganze Kriegsführung. Uebergriffe, Ausschreitungen, Brutalitäten häuften sich. Die materielle Unmöglichkeit verhinderte dabei nur zu häufig die Durchführung auch der besten Absichten. In dem riesigen, von spär-

ichen Verkehrsadern durchzogenen Versorgungsbereich waren die Lebensmittel für die sich ständig vergrößernden Konzentrationlager nicht immer rechtzeitig zu beschaffen. Die Vandalenakte der zuchtlosen Freiwilligen-Schaaren entzogen sich oft genug der Kenntniß und der Einwirkung der verantwortlichen Stellen. Disziplinare Rücksichten erschwerten wohl auch ein energisches Eingreifen. Die Aufgabe überstieg zeitweilig die Kräfte der Heeresleitung. Nur wer sich den ungeheuren Rahmen und den tausendfach verzweigten Apparat der Kriegsführung vors Auge führt, wird die Schwierigkeiten würdigen, mit denen sie zu kämpfen hatte. Was gegen Menschlichkeit und Sittlichkeit gefehlt wurde, bleibt natürlich verdammenwürdig. Man vergeße aber nicht, daß eine energische, rücksichtslose Kriegsführung Pflicht des Feldherrn ist. Mit reiner Humanität hätten sich die Engländer in Südafrika das Grab gegraben. Im Kriege ist das oberste Gesetz nun einmal: zu siegen.

Den moralischen Einflüssen eines aufreibenden Kleinkrieges stand die phlegmatische Burennatur besser gewappnet gegenüber als der reizbare europäische Kulturmensch. Den Bur schützte die passive Tugend seiner Nervenslosigkeit. Das soll das Lob nicht beeinträchtigen, das die auch vom Feinde anerkannte Menschlichkeit seiner Kriegsführung verdient.

Ganz überraschend war mir die Thatsache, daß, als Lord Roberts in Pretoria einzog, der Krieg für beendet galt. Die Buren waren des Kampfes müde und überwiegend zum Frieden geneigt. Sie sehnten sich nach ihren Farmen, denen die Brandfackel der späteren Verwüstung noch nicht gelohnt hatte, und gaben die politische Lösung der Zukunft anheim. Es bedurfte nur eines geringen Entgegenkommens und politischen Tactes der ausführenden Organe, um die Waffenstreckung durchzuführen und die der Veröhnlichkeit zugeneigten Gemüther für sich zu gewinnen. Dazu sollte es nicht kommen. Bald sackten das herrische Auftreten, Kurzsichtigkeit und kleinlicher Haß der unteren Machthaber den Widerstand der Buren durch Schroffheiten und Chicanen wieder an. Ihre Bereitwilligkeit schlug in Erbitterung um und die unversöhnlicheren Elemente gewannen die Oberhand. Die Leidenschaften wurden erweckt. Und nun erst begann der neu aufflammende Krieg, den Charakter des Vernichtungskampfes anzunehmen, der auch an Englands Weltmachstellung zu rütteln drohte. Die Ereignisse waren stärker geworden als der Wille der Heeresleitung. Sie wanden Lord Roberts das Heft aus der Hand. Für ihn wie für seinen Stabschef, nur in

entgegengesetzter Richtung, war der psychologische Moment gekommen. Roberts ging und ließ sich als Sieger feiern, der er dem Scheine nach auch war. Kitchener trat an seine Stelle, um Kehraus zu machen; und ihm fiel die Hauptarbeit zu. Eine eiserne Faust war nöthig, die im eigenen Hause Ordnung zu schaffen wußte. Eine Energie, die an der Zeit nicht erlahmte und des Endersolges sicher war. Roberts steht als Feldherr über Kitchener. Der südafrikanische Kriegsschauplatz war aber kein Feld für strategische Schachzüge und taktische Entscheidungen. Zähle Kleinarbeit, Ausdauer, Gründlichkeit, Organisationstalent und technische Befähigung haben den Sieg errungen; der Menschenkenner und Politiker hat den Frieden herbeigeführt. Der „Schlächter von Südafrika“ ist ein populärer Mann unter den Buren. Wie mag Das den Leser des „Kladderadatsch“ und des „Simplicissimus“ anmuthen? Und doch ist es Wahrheit. Zu Kitchener hatten die Buren Vertrauen. Er verstand ihren Charakter, redete ihre Sprache und besaß, als Krönung seiner soldatischen Tugenden, ein Herz für den Menschen. Der Friede von Vereeniging ist nicht zum geringen Theile sein persönliches Verdienst. Dieser der Phrasen und Eitelkeit abholde Mann, der die Erwartungen seines Vaterlandes noch nie enttäuschte, wäre einer unserer volksthümlichsten Generale, wenn seine Wiege in Deutschland gestanden hätte.

Die herbe Kritik, die aus Anlaß des Krieges auch in England an dem englischen Offiziercorps geübt wird, ist vorwiegend auf das Verhalten der Freiwilligen-Offiziere zurückzuführen. Ihnen fehlte die soziale Grundlage und der sittliche Kern der Berufsorganisation, die selbst unserem Reservoffiziercorps eigen sind. Der große Bedarf an Offizieren machte eine strenge Auswahl unmöglich. Man war gezwungen, auf Schichten zurückzugreifen, denen die für den neuen Beruf erforderlichen Eigenschaften mangelten. Die außerordentliche Versuchung, die die eigenartigen Bedingungen des Transvaalkrieges mit sich brachten, stellte an die moralische Widerstandsfähigkeit des Einzelnen erhöhte Anforderungen. Die Verproviantirung eines ganzen Landes erfolgte während zweier Jahre durch die Militärbehörden; denn auch die Civilbevölkerung wurde von ihnen versorgt. Waarenlieferungen im Werthe von Hunderttausenden gingen durch die Hände der Offiziere. Die Gelegenheit zu persönlicher Bereicherung trat in der verschiedensten Form an alle Rangklassen heran. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Korruption durch tausend Pforten ihren Einzug hielt und auch das aktive Offiziercorps

ergriff. Vor der Verallgemeinerung von Urtheilen, wie man sie im Transvaal hört, daß die englischen Offiziere „eine Bande von Dieben“ seien, möge man sich allerdings hüten. Wer aber wollte leugnen, daß da unten gar Vieles vorkam, das helles Tageslicht zu scheuen hat?

Kurz vor meiner Anwesenheit in Lourenço Marquez brannte das umfangreiche Depot nieder, das die Engländer an dieser wichtigen Eingangspforte für ihre Kriegsbedürfnisse errichtet hatten. Die Thatsache überraschte die Eingeweihten durchaus nicht. Es galt als allgemein feststehend, daß die dort von langer Hand betriebenen Unterschlagungen auf andere Weise nicht mehr zu verdecken waren. Selbst auf englischer Seite herrschte die Ueberzeugung, der Krieg sei vom Heer künstlich in die Länge gezogen worden; die unsauberen Elemente, hieß es, wollten sich die schöne Gelegenheit, Geld zu machen, nicht so bald entgehen lassen. England hat wohl manchen reichen Mann zurückkehren sehen, der arm und ehrlich in den Krieg gezogen war.

Ich habe zahlreiche Offiziere kennen gelernt, die solchem Treiben sicher meilenfern standen und den historischen Ruf des englischen Offiziercorps inmitten aller Aufsehtungen rein erhielten. Daß der Offizier, besonders im Anfang, seiner militärischen Aufgabe nicht gewachsen war, lag im System und in der ausschließlichen Gewohnheit, gegen inferiore Gegner zu kämpfen. Sein leichter Sinn, die zweckmäßige Lebensweise, schnelle Anpassungsfähigkeit und sein frischer Schneid halfen ihm über manche Mängel seiner militärischen Schulung hinweg. Die sportliche Auffassung seines Berufes scheint er sich aber auch nach den eindringlichen Lehren des Transvaalkrieges erhalten zu haben. „Sie haben eine harte Zeit hinter sich,“ sagte ich zu einem Offizier, der die ganze Zeit im Felde gestanden hatte. „Ach“, meinte er, „wir haben uns eigentlich ganz gut amüsiert!“ Das muthet fast kindlich an und ist im Grunde doch der Ausfluß einer wallensteinischen Soldatentugend.

Im Allgemeinen herrscht nicht, wie der ferne Betrachter zu glauben geneigt ist, die Meinung, England habe in Südafrika, trotz seinem Sieg, militärisch Fiasko gemacht. Im Kriege giebt der Erfolg den Ausschlag. Daß der Erfolg in Südafrika so lange ausblieb, wird nicht der eigenen Unfähigkeit, sondern den Schwierigkeiten einer so absonderlichen Kriegsführung zugeschrieben. England hat einen der gewaltigsten Eroberungskriege seiner Kolonialgeschichte zu siegreichem Ende geführt und fühlt sich militärisch stärker denn je. Auf solcher Grund-

lage gedeiht keine durchgreifende Heeresreform. Bei der Abneigung des Engländer gegen die allgemeine Wehrpflicht bedarf es zu ihrer Einführung anderer Argumente als der Unterwerfung der Burenstaaten.

Als ich in Kapstadt war, hauste dort der Bandalismus der entlassenen Freiwilligen. Die kolonialen Hilfstruppen thaten sich besonders hervor. Der londoner Mob blieb aber auch nicht zurück. Die Behörden waren machtlos und warteten mit Sehnsucht auf den fälligen Dampfer, der jedesmal Tausende in die Heimath entführte. Und ununterbrochen trafen neue Schaaren aus dem Inneren ein. Die Insassen der Militärzüge hatten es sich in den offenen Güterwagen so bequem wie möglich für die Tage lang dauernde Fahrt gemacht. Der Whisky half der Stimmung nach. Man hatte ja Zeit, den Rausch auszuschlafen. Sobald unser Zug auf der Station einen Militärzug antraf, streckten sich Dutzende von Händen nach den gelesenen Zeitungen aus. Was ich in Südafrika von Tommy Atkins gesehen habe, waren fast durchweg breitschultrige, gutgenährte Bursche, die recht derb und selbstbewußt in ihren Schnürschuhen auftraten. Vergeblich suchte ich nach den Krüppeln und hohläugigen Gestalten unserer Wickblätter. Bei der Krönungsparade, die etwa vier- bis fünftausend Mann auf dem Marktplatz von Johannesburg vereinte, konnte man seine Freude an dem prächtigen Menschenmaterial haben. Eine Straßendisziplin war bei den großen Massen, die sich in den Städten anhäuften, nicht durchführbar. In den Zeltlagern auf dem camp dagegen ging es recht ordentlich her. Für uns Deutsche, denen bestimmte Formen von dem Wesen der Manneszucht unzertrennlich sind, ist es nicht leicht, ein unbefangenes Urtheil über die englische Disziplin abzugeben. Wenn das bunt zusammengewürfelte südafrikanische Kolonialheer den Jahre langen Kampf ohne schwere innere Katastrophen siegreich überdauert hat, kann man den militärischen Geist nicht der Disziplinosigkeit zeihen. Dann muß auch in dem englischen Offiziercorps, das seine schwierige Aufgabe mit oft minderwerthigen Truppen durchzuführen hatte, ein tüchtiger militärischer Kern stecken. „Tommy hat nicht viel Grips“: so charakterisirte ihn mir ein Offizier, „aber er ist ein Draufgänger und guter Feldsoldat!“ Sein Selbstbewußtsein ist durch den Krieg stark gehoben worden: „Jetzt sind wir mit den Buren fertig, nun kann Germany an die Reihe kommen!“ Er hat nämlich auch seine Zeitungen gelesen und weiß, daß unsere Blätter nicht glimpflich mit ihm verfahren sind. Verständige denken freilich bescheidener über den englischen Erfolg.

Wohl selten ist ein Krieg auf beiden Seiten mit so unsinniger Unterschätzung des Gegners begonnen worden. Die Engländer zogen zu einem „little trip“ nach Pretoria aus. Das haben Offiziere mir selbst freimüthig bestätigt. Die Buren standen bei der Kriegserklärung im Banne von Majuba. Und Majuba klang auch noch aus den Worten, mit denen Krüger die drei Generale anherrschte. Warum sie den Kampf nicht fortgesetzt hätten? Das sei ein Frevel am Volk gewesen. Die Gegenwart war nicht mehr zu retten. Der Staat zertümmert, das Eigenthum zerstört, die Manneskraft gelähmt und Tausende von Frauen und Kindern dahingerafft. Die Zukunft, das Volksthum galt es zu retten. Der Entschluß zum Frieden war eine patriotische That. Der würdigste Schlußstein des heldenmüthigen Verhaltens der Männer, die weiter blickten als der Starrkopf im Haag, der über seiner Bibel eingeschlummert war. In dem Friedens-Memorandum haben sie den Ibrigen und der Welt verkündet, daß sie ihr Volksthum nicht zu Grunde richten wollten, an dessen Zukunft auch sie nicht verzweifelten.

Zu einer Burenauswanderung wird es nicht kommen, denn sie wäre offener Verzicht auf alle staatlichen Zukunftsbestrebungen. Der Bnr verläßt seine Scholle nicht, auch wenn die englische Flagge darüber weht. Unter dem Union Jack wird er freier leben als unter dem Banner einer anderen Nation. Nach Südwestafrika sind nur wenige Familien auf dem Umwege über Europa gekommen. Sie werden abwarten, wie sich die Dinge in ihrer Heimath entwickeln, und wohl nur zum kleinen — und nicht dem besseren — Theil dem Lande erhalten bleiben. Der Militärdienst und der deutsche Zwang sind einer größeren Zuwanderung feind. Die niedersächsische Stammesverwandtschaft ist zur geschichtlichen Reminiszenz verblaßt, in rauher Wirklichkeit von der abstrakten Macht des Königlich-holländischen Erbthums..

Wie werden die Dinge sich in Südafrika gestalten? Der Bnr ein loyaler englischer Bürger oder der Vorkämpfer des Afrikanerthumes? Das englische Element der Träger des Imperialismus oder der Verfechter des kolonialen Kostrennungsgedankens?

Vielleicht werden die Matoppo-Berge, die in steinernem Gelaß das politische Geheimniß des südafrikanischen Bismarck bergen, noch zum Wallfahrtsort einer Rasse, die die Interessengemeinschaft in der Bedrängniß zusammengeschweißt.

In Englands Hand liegt die Entscheidung.

Friedrich von Erdert.



## Der Glaube des Kaisers.

Der Erlass des Kaisers in Sachen der Babelforschung und ihrer Wirkung auf die christliche Religion ist noch in Aller Munde. Iret man nicht, so wird er dort auch noch länger bleiben. Länger als alle die anderen Kundgebungen des Kaisers, die doch schon eindrucksam genug waren. Das macht der Gegenstand, um den sich diesmal die kaiserliche Aussprache dreht: die Religion. Erschlägt in jedem Denkenden eine nachklingende Saite an; Kämpfe werden in Vielen wieder wach; neue Probleme steigen in neuer Beleuchtung auf; und dank dem so überaus samosen Zwangsreligionunterricht in unseren Schulen fählt sich Jeder mitberufen zu Urtheil und Entscheid. So hört man denn, wohin man kommt, den Hollmannbrief glossiren. Ist man gar Theologe, so wird man erst recht damit beglückt und immer wieder um sein „sachverständiges“ Urtheil gebeten. Ablehnung und begeisterte Zustimmung, Kritik, Satire, Zerfaserung einzelner Sätze, Deutung, Umdeutung, politische und agitatorische Ausnutzung: alles Das und mehr schwirrt durcheinander. Im Ganzen nichts als Halbheiten und Stückwerk, Glossen über Glossen, bald geistlose, bald geistreiche. Dabei kommt aber so gut wie nichts heraus. Es unterhält auf Stunden, aber es fördert nicht auf die Dauer.

Ich möchte den Brief des Kaisers nach drei Richtungen prüfen. Auch der radikalste Demokrat muß den Einfluß der kaiserlichen Persönlichkeit auf unser öffentliches Leben und speziell auf die Geistesrichtung weiter bürgerlicher Kreise zugestehen; deshalb ist es von Bedeutung, Urtheile und Meinungen des Kaisers, so wandelbar sie auch häufig erscheinen, genauer zu erforschen; also möchte ich aus dem Hollmannbrief zunächst die religiöse Gedankenwelt des Kaisers, sein Glaubensbekenntniß, zu entwickeln versuchen. Dann möchte ich die kirchenpolitische Bedeutung seines Briefes kurz feststellen und drittens die Gelegenheit benutzen, um an den Schlusssatz des kaiserlichen Schreibens einige Erörterungen über Anlaß und Inhalt moderner Religiosität zu knüpfen. Besonders auf dieses Letzte kommt es mir an. Der Brief des Kaisers hat wieder einmal gezeigt, wie tief das religiöse Problem und damit das religiöse Interesse auch in den Herzen der Heutigen noch steckt, aber auch zugleich, wie ungeklärt und unsicher das Urtheil der Meisten auch nur über die ersten Voraussetzungen religiösen Lebens und religiöser Wirklichkeiten ist. Da muß das Eisen geschmiedet werden, so lange es warm ist; und Jeder, der hierzu Etwas sagen zu können glaubt, ist verpflichtet, jetzt den Mund zu öffnen.

Der kaiserliche Brief will zunächst und formell kein Glaubensbekenntniß sein, sondern eine Antwort auf die Anfrage Hollmanns; er will die endgiltige Stellung des Kaisers zu den zwei Babel-Bibel-Vorträgen Deligischs bezeichnen. Indem diese aber formuliert wird, enthüllt der Kaiser zugleich

seine religiösen Ueberzeugungen. Liest man diese sich aus dem Brief zusammen, so ergibt sich dem objektiv Wägenden etwa folgendes Glaubensbekenntniß.

Der Kaiser glaubt an einen, einigen Gott, allweise, allwissend, allmächtig, gnädig und allgegenwärtig, Schöpfer Himmels und der Erde. Er glaubt, daß Gott die Menschen erschuf nach seinem Bilde, ihnen seinen Odem einblies, ganz nach dem alttestamentlichen Schöpfungsmythos. Der Kaiser glaubt an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, Gottes größte Offenbarung, Gottes Wort, Gott selbst in menschlicher Gestalt, Erlöser, Heiland, Führer und Fürsprecher der Menschen beim „Vater“. Er glaubt an die messianische Verkündung Jesu im Alten Testament; er glaubt, daß die ganze Geschichte des jüdischen Volkes, ja, im Grunde die gesammte Menschheitsgeschichte eine einzige Vorbereitung des Kommens Jesu sei. Der Kaiser glaubt an eine doppelte Offenbarung Gottes: die historische und die religiöse, wie er, die natürliche und die übernatürliche, wie die christliche Dogmatik sie nennt: die erste vollziehe sich in Natur und Geschichte, am Klarsten in allen großen Männern der Weltgeschichte, die zweite allein in Christus. Der Kaiser glaubt an die unbedingte Autorität des Neuen Testaments und hält dessen Inhalt für unantastbar; wenigstens muß Das indirekt aus seinen Worten geschlossen werden. Der Kaiser bekennt sich bedingungslos zu dem Inhalt der lutherischen Reformation und zu der Autorität des Theologen Luther. Dessen Grundsätze, besonders über das Neue Testament, sind die seinen. Der Kaiser glaubt, daß Gott lehrbar, selbst den Kindern lehrbar ist. Er sieht noch immer im Alten Testament das vorzüglichste, dazu geeignetste Lehrmittel.

Vergleicht man dies Glaubensbekenntniß mit dem apostolisch genannten, das in unseren protestantischen Kirchen jeden Sonntag bekannt zu werden pflegt, so zeigen sich größere Lücken in dem des Kaisers. Vom „Heiligen Geist“, von der „Gemeinschaft der Heiligen“, der „christlichen Kirche“, der „Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ewigem Leben“, also vom gesammten sogenannten dritten Artikel, finden wir kein Wort, von Jesu „jungfräulicher Geburt, Höllen- und Himmelfahrt, sowie Wiederkunft am Jüngsten Tage“, wichtigen Bestandtheilen des zweiten Artikels, eben so wenig eine Andeutung. Der Grund dieses Fehlens ist deutlich aus dem ganzen, schon vorher charakterisirten Zweck des Briefes zu erkennen. Für die religiöse Beurtheilung des Kaisers bedeuten diese Lücken freilich nichts oder doch so gut wie nichts. Auch so ist diese, ohne daß man Wilhelm dem Zweiten irgend welche Gewalt anzuthun braucht, klar: der Kaiser steht fest auf dem Boden des überlieferten kirchlich-protestantischen Bekenntnisses. Würde Admiral Hollmann den Kaiser noch um eine Ausfüllung dieser Lücken zu bitten wagen und der Gebetene auch darauf eingehen, so wäre Hundert

gegen Eins zu setzen, daß auch die kaiserlichen Ergänzungen ganz dem Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses entsprechen. Selbst die religiöse Ausdrucksweise des ganzen kaiserlichen Briefes beweist es: sie bewegt sich durchaus in den Formeln und Bildern der kirchlichen Predigt- und Unterrichtssprache; besonders aus dem Abschnitt über Christus wird Das deutlich.

Aus Alledem aber ergibt sich nun unwiderleglich eine ziemlich werthvolle Schlußfolgerung. Man hat sich in weiten Kreisen daran gewöhnt, den Kaiser als einen durchaus modernen Menschen aufzufassen und zu verstehen. Sein Glaubensbekenntniß erweist das Gegentheil als richtig. Es stellt sich in dieser Beziehung mit seinem Inhalt glatt an die Seite des vorjährigen Kunstbekenntnisses des Kaisers und ergänzt dieses geradezu. Wie dort, auf dem Gebiete der Kunst, so hält sich hier, auf dem Gebiete der Religion, der Kaiser nicht zu modernen, sondern zu den „klassischen“, zu den überlieferten Grundsätzen und Anschauungen vergangener Jahrhunderte. Gewiß ist er „kein Philister“; aber eben so wenig ist er ein moderner Mensch.

Freilich ist er von modernen Gedanken nicht unberührt. Das ist gar nicht anders möglich bei einem Mann, der, wie er, im Strudel der Öffentlichkeit zu stehen sich freut und der mit den aller verschiedensten Geistern Fühlung zu halten sich bemüht. Gerade von hier aus muß es freilich zunächst auffallen, daß in seinem ganzen Briefe kein Wort von moderner Naturwissenschaft und deren Ergebnissen zu finden ist. Erklärlich ist es freilich genugsam: erstens bot der Brief keine direkte Veranlassung dazu und zweitens sind Naturwissenschaft und Religion nach alter Erfahrung für Hunderttausende von Menschen zwei Gebiete, deren Inhalt sich für sie nicht berührt. Hunderttausende laufen ihr Leben lang umher, in ihrem naturwissenschaftlichen Denken befruchtet von aller moderner Forschung, in ihrem religiösen Leben fest am „Bekenntniß“ hängend. Und sie empfinden gar nicht den Riß, der damit durch ihr ganzes geistiges Leben geht. Gerade praktische Naturen, deren Lebensglück das handelnde Eingreifen in das Getriebe des Tages ausmacht, gehören dazu. Ob dies Alles auch auf den Kaiser zutrifft, weiß ich nicht. Es bedarf aber nicht einmal dieses, sondern nur des angeführten rein formalen Erklärungsgrundes für den Mangel eines Eingehens auf das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion; außerdem war ein viel näher liegendes Problem zur Aussprache gestellt: das des Verhältnisses von Astrophysikologie und Religion.

Und eben an diesem Punkt zeigt sich, daß auch der Kaiser Gedankengängen moderner Wissenschaft sich nicht zu verschließen vermag. Er macht hier an sie ganz charakteristische Zugeständnisse. Schon aus der Toleranz geht Das hervor, womit er die den seinen ganz entgegengesetzten religiösen Anschauungen seines „guten Professors“ Delisich anhörte und danach kritisierte.

Dieser Zug der Toleranz gegen andere religiöse Anschauungen geht durch den ganzen Brief; er ist vielleicht der liebenswürdigste an ihm und besonders auffällig für einen Sozialdemokraten, gegen dessen Gesinnungsgenossen der Kaiser bekanntlich nicht die selbe Duldsamkeit in seinen Aussprüchen zu üben pflegt. Wäre der Kaiser ein Orthodoxer nach dem Herzen der Kreuzzeitung und des „Reichsboten“: niemals würde er seine abweichenden Ansichten in die von ihm beliebten Formen gekleidet haben. Er hätte dann vielmehr ostentativ alle Verbindung mit Deligisch und Genossen abgebrochen, sein Wehe über sie gerufen und nicht geduldet, daß der Professor seine ketzerischen Ansichten so frei vor der Kaiserin auseinandersetze. Parteigänger der Kreuzzeitung und des „Reichsboten“ schleudern bekanntlich so oft wie möglich ihr Anathema gegen alle moderne Forschung, nicht nur auf dem Gebiete der Theologie, sondern eben so auf dem der Philosophie, der Religionsgeschichte, ja, aller Geisteswissenschaften überhaupt. Ginge es nach ihnen, so würde kein Professor an einer deutschen Universität angestellt, der sich nicht mindestens auf das apostolische Glaubensbekenntnis verpflichtete, und würde jeder beseitigt, der im Widerspruch zu ihm lehrte. Bei den Verhandlungen, die der Begründung der neuen katholischen Fakultät in Straßburg vorangingen, ist diese Position wieder ganz deutlich geworden. Nichts von Alledem beim Kaiser. Vielmehr gesteht er Deligisch durchaus das Recht zu, seine theologisch-religiösen Schlüsse zu ziehen; nur rät er ihm, „nur sehr vorsichtig Schritt vor Schritt zu gehen und jedenfalls seine Thesen nur in theologischen Schriften und im Kreise seiner Kollegen zu ventiliren; er könne für seinen Kollegentkreis Thesen, Hypothesen und Theorien sowie Ueberzeugungen aussprechen in Fachschriften, welche nicht zugänglich auszusprechen sein würden in einem populären Vortrag oder Buch.“ Der Kaiser geht noch weiter, da er einen Theil der modern-wissenschaftlichen Hypothesen über das Alte Testament als erwiesen und die dadurch modifizierte Auffassung seines Inhalts als berechtigt anerkennt. Noch mehr: selbst die Möglichkeit einer Weiterbildung der gesammten Religion, von der er bekanntlich vor mehreren Monaten in Gödliß so viel entschiedener geredet hatte, giebt er zu. Das Alles zeigt den Punkt, an dem das von der Tradition übernommene Glaubensbekenntnis des Kaisers von modernen Anschauungen umspült und nur durch Kompromisse vor dieser Fluth gesichert erscheint.

Freilich: wer mit den geistigen Strömungen im kirchlichen Leben der Gegenwart auch nur einigermaßen bekannt ist, wer gar, wie ich, Jahre lang mitten drin gestanden hat, weiß daß auch diese Konzessionen des Kaisers an modernere Gedanken und Bedürfnisse nichts dem Kaiser allein Eigenthümliches, etwa von ihm Gefundenes, ihm allein Originelles sind. Sie alle sind Bestandtheile eines Ideenkomplexes, der dem Schoß einer Art neuer kirchlichen Mittelpartei entstammt. Diese ist auf kirchlichem Boden etwa das Selbe,

was auf politischem die freikonservative Partei ist. Ich meine nicht etwa, beide Parteien würden von den selben Männern geführt; solche Identitäten des kirchlichen und politischen Lebens sind seit den Tagen der alten aufrechten Liberalen in Deutschland nicht mehr vorhanden. Aber die geistige Grundrichtung ist bei dieser kirchlichen mittelparteiartigen Gruppe ähnlich wie bei der politisch freikonservativen: das „Bekentniß der Kirche“ gilt ihr als unantastbar; die Autorität und Einheitslichkeit dieser Kirche ist oberstes Ziel und intensiv zu pflegen. In parteipolitische Händel haben sich ihre Organe nicht einzumischen; „Christlich-Sozial ist Unsinn“. Der Geistliche hat, nach der Weisungen des Kirchenregimentes, allein der Seelsorge und Predigt in seiner Gemeinde obzuliegen und deren Wirkung durch Pflege der Arbeiten der inneren und äußeren Mission und des Gustav Adolf-Vereins zu verstärken. Jeder Geistliche, der in seinen Predigten, seiner seelsorgerlichen Wirksamkeit sich aggressiv gegen das Bekentniß verhält, auf das er bei seinem Eintritt juristisch verpflichtet wird, muß beseitigt werden; im Uebrigen ist für die Predigtthätigkeit ein größerer Spielraum erwünscht. Als Predigtideal gilt etwa die Art von Dryanders Predigt: festes Halten an dem kirchlichen Text, der aber nach Form und praktischer Zuspitzung in Anpassung an die Bedürfnisse und Ideengänge der Menschen von heute ausgelegt wird. Unbedingte Friedlichkeit im Verhältnis der verschiedenen kirchlichen Strömungen zu einander, Geringswerthung alles kirchlichen Parteiwesens, Toleranz gegen theologisch Andersgläubige. Freiheit der Wissenschaft, auch der theologischen; aber Beschränkung ihrer jeweiligen Ergebnisse auf den Kreis der Fachgelehrten, so lange diese Ergebnisse noch Hypothesen sind. Wann sie als ganz gesichert gelten sollen, wird nicht festgestellt. Erziehung der jungen Theologen, nach ihrer Universitätszeit, in Predigerseminar und Vikariat, damit, wie es gewöhnlich formuliert wird, zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung die kirchliche trete, in Wahrheit, damit die Wirkungen freierer wissenschaftlicher Anschauungen durch korrekt kirchliche möglichst kompensirt werden. Schließlich Anerkennung wenigstens einer gewissen Reformbedürftigkeit des religiösen Unterrichtes.

Wie man sieht: eine Partei des überlieferten kirchlichen Bekentnisses mit allerlei nicht tiefgehenden Konzessionen an den Geist der übermächtig andrängenden modernen Ideen. Ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln, sie zu bannen, mit einer Taktik, die der Wissenschaft und ihren Wirkungen gegenüber völlig ohnmächtig ist. Denn selbstverständlich läßt diese, auch die theologische im engsten Sinn, sich nicht auf den geheimen Kreis der Fachgenossen beschränken. Und da sie in ihr natürliches Bett des kirchlich-religiösen Lebens nicht einströmen kann, sucht und findet sie andere Ausgänge und Wege, auf denen sie dann von außen die Insel der Kirche umfluthet und — eine erfreuliche Mission! — ein Stück nach dem anderen von ihr weg-

schwemmt. Aber diese Partei ist heute bei uns eine geschichtliche Nothwendigkeit, seit das Durchschnittsbürgerthum sich aus der Umarmung des Materialismus zu lösen begonnen und sich in die neue religiöse Welle geworfen hat. Denn da es längst nicht mehr die Kraft hatte, sich als ein Stück Masse zu einer geklärteren Form von Religion zu erheben, so hat es wieder den Weg in die Kirche gefunden. Gedankenlos erkennt es an, was es einst heiß mit bekämpfen half; und nur eine gewisse Schonung der alten Erinnerungen verlangt es von den „edlen Herren der Kirche“. Die eben charakterisirte Partei stellt das Gehege dar, in dessen Bereich ihr diese Schonung zu Theil wird. Darin liegt ihre Lebenskraft, Nothwendigkeit und Bedeutung. Sie wird von den echten kirchlichen Orthodoxen ganz eben so beargwöhnt wie die politische Gefolgschaft des Grafen Bülow von den unverfälschten Konservativen und Agrariern. Aber sie wird doch beargwöhnt und beobachtet als eine Macht, die man schließlich noch einmal wieder, und zwar allein, zu beerben hofft. Der bekannte Typus dieser ganzen leisen Kompromißpartei ist der jetzige Oberhofprediger Dryander, dessen Geist und Gesinnung auch im brandenburgischen Konsistorium und im preussischen Oberkirchenrath wohl maßgebend ist und von hier aus mehr oder weniger auch in die übrigen preussischen Konsistorien eindringen konnte.

Mit der Nennung dieses Namens aber ist sofort auch die kirchenpolitische Situation klar beleuchtet, die durch den Brief des Kaisers an Hollmann — zwar nicht erst geschaffen, aber — neu befestigt worden ist: der ganze Brief bedeutet eine Verstärkung des Einflusses dieser Mittelpartei bei Hofe. Der Vorstoß der „modernen Theologie“, vertreten durch Professor Harnack und neuerdings durch Professor Delitzsch, ausgeführt mit der deutlichen Absicht, den Kaiser und seinen Einfluß für sie zu gewinnen, ist nach diesem Brief gänzlich mißlungen; die durchaus kirchliche und bekenntnistreue Mittelpartei hat ihre Position behauptet. Nicht Delitzsch, sondern Dryander war der Sieger. Die stramm Orthodoxen aber stehen dem ganzen Vorgang schon mit siegesfreudigeren Gefühlen gegenüber: sie sind voll Jubel, daß Delitzsch „abgefallen“ ist, und voll Hoffnung, daß sie dereinst die Befolgfolger Dryanders und Genossen sein werden. Der in der Kreuzzeitung gedruckte Brief eines Generalleutenants von Hertzberg, sozusagen eines zweiten, in den Orthodoxismus verkehrten und zur Excellenz erhöhten Egibö, brachte dafür den schlagenden Beweis.

Ein wirklich moderner Mensch kann nach Alledem nicht zweifeln, daß er weder das Glaubensbekenntniß des Kaisers zu theilen noch den Bahnen dieser mittelparteilichen Kirchengruppe zu folgen vermag. Was ihn daran hindert, sind die Konsequenzen, die sich ihm aus dem Punkt ergeben, an dem der Kaiser den Gegensatz von Wissenschaft und christlichem Glaubensbekenntniß

konstatierte und jener zu Gunsten dieser feste Schranken zu ziehen suchte. Denn das innerste Wesen eines modernen Menschen besteht meines Erachtens gerade darin, daß er für unmöglich hält, solche Schranken aufzurichten, daß er vielmehr mit seinen zwei Beinen, körperlichen wie geistigen, fest auf dem Boden der Gegenwart und Wirklichkeit steht, daß er dieser und nicht der durch hohes Alter wohl ehrwürdig, aber deshalb nicht richtiger und unvergänglicher gewordenen Vergangenheit die Priorität und Autorität zuweist, daß er, genau wie die einstigen Schöpfer der früheren Weltanschauungen und Glaubensformulierungen, von dem Anschauungs- und Erfahrungskomplex seiner Zeit sein Weltbild sich zu schaffen den Muth hat und daß er dies Weltbild zu gestalten sich bemüht mit den Mitteln und Ergebnissen der heutigen Sozial- und Naturwissenschaft, Kunst und Philosophie. In dem Augenblick aber, wo er konsequent so verfährt, sinkt ihm auch das gesammte überlieferte Glaubensbekenntniß, sei es in der starren Form der Orthodoxie, sei es in der gemilderten mittelparteilichen, sei es schließlich in der umgedeuteten der liberalen Theologie, wie ein Kartenhaus haltlos in sich zusammen und keine Kunst der Dialektik, kein Appell an sein Pietätgefühl, keine Bitte um Rücksichtnahme auf die Herzen der „Schwachen“ und der „Altgläubigen“ vermag es ihm wieder aufzurichten, geschweige denn gar wieder wohllich und benutzbar zu machen. Der Komplex von Ideen, Erfahrungen und Empfindungen, der, ein Produkt mühsamster Forschungen, Opfer und Erlebnisse der letzten paar Jahrhunderte, den Lebenshalt des heutigen Menschen ausmacht, um Dessen willen es ihm überhaupt allein zu leben lohnt, wirkt wie Scheidewasser auf alle überlieferte Form von Religion und speziell von Christenthum: er zerlegt den Glauben an Gott als den ehrwürdigen, mit allen verkörnten Tugenden ausgestatteten Vater der Menschen, an die Göttlichkeit Christi, an die Person des Heiligen Geistes, an Himmel und Hölle, an Sünde und Erlösung, an Strafe und Gnade, an Wunder, Engel und Teufel, an Schöpfung und Ende der Welt, Auferstehung des Fleisches und ein paradiesisches Leben. Von Alledem bleibt für einen modernen Menschen — häufig erst nach schwersten inneren Wehen und Kämpfen — nichts übrig, nicht einmal ein Häuslein Asche. Und auch all die tausendfachen, immer verschiedenen Kompromisse, die einzelne unserer Zeitgenossen zwischen der alten Position und der neuen konsequenten Negation des alten Christenthumes suchen und finden, sind nur eben so viele Beweise für die Richtigkeit der eben entwickelten Thatsache. Denn sie sind nur der unklare Ausdruck unsicheren Schwankens zwischen jener Position und dieser Negation. Und sie reichen höchstens so lange, wie das Leben Dessen währt, der sich an diese Kompromisse klammert. Schöpferische und dauernde Kraft haben sie nicht. Unwiderlegbar ist die Wahrheit: die moderne Weltanschauung zerstört alle überlieferte Form von Religion.

Aber — und Das gehört sofort als eben so bedeutsame Wahrheit daneben — die moderne Weltanschauung zerstört nicht auch das Bedürfnis nach Religion, weckt es vielmehr mit verdoppelter Gewalt, ja, erweist sogar das Recht der Religion als einer nothwendigen und gleichwerthigen Ergänzung aller modernen Wissenschaft von Neuem und mit nicht minder durchschlagender Kraft als alle früheren Weltanschauungen. Es ist wohl der höchste Ruhmes-titel der heute immer klarer werdenden modernen Weltanschauung, daß sie, im Gegensatz zu allen früheren, deutlich die Grenzen ihres Herrschaftsbereichs erkennt und zugesteht, daß sie freiwillig auf den Anspruch, erschöpfend zu sein, verzichtet. Sie hat sich, abermals im Gegensatz zu allen früheren Weltanschauungen, beschränken gelernt. Sie weiß, daß es ihr bis heute nicht gelungen ist und nach allem menschlichen Ermessen niemals gelingen wird, mehr als einen Ausschnitt des Weltganzen zu beleuchten und in der Vorstellung des menschlichen Geistes zu reproduziren, und daß stets rings um das beleuchtete Bild Dunkelheiten bleiben, bleiben werden, auch wenn die aufgeklärte Fläche des Weltbildes noch so sehr ins Ungemessene wächst. Und sie weiß weiter und spricht es auch offen genug aus, daß sie das von ihr erleuchtete Weltbild, weil es rein eract auf dem Wege des Intellectes und Experimentes am Sinnlichen der Welt gewonnen wurde, nur nach einer ganz bestimmten Seite verstehen und verständlich machen kann, als einen Riesenkomplex von Bewegungsvorgängen aller verschiedenster Art, zusammengehalten durch das Gesetz der Kausalität. So schildert sie die dem wissenschaftlichen Forschen zugängliche Welt, wie sie ist und nach welchen offenbaren Gesetzen sie zusammenhängt und sich auswirkt. Aber sie vermag weder zu sagen, was nebenan im Dunkeln, noch weniger, was hinter allem Sichtbaren und allen Bewegungsvorgängen liegt; am Allerwenigsten aber vermag sie Antwort zu geben auf die Fragen: aus welchem Grund und zu welchem Zweck die Welt so ist, wie wir sie mit ihrer Hilfe sehen und allein heute sehen müssen, was das Ziel ihrer Entwicklung, woher sie geworden ist; was des Menschen Zweck und Ziel, sein Verhältniß zu der ihn umgebenden und ihn bedingenden Welt ist; was Wurzel und Sinn alles Lebens ist. Auf all diese Fragen hat die heutige Wissenschaft und die aus ihr quellende Weltanschauung nur eisiges Schweigen und resignirtes Achselzucken. Und doch vermag sie diese aufstürmenden Fragen auch nicht zu beschwichtigen, oder gar aus der Welt zu schaffen. Immer von Neuem, bald leiser, bald lauter, werfen sie sich auf und die moderne Wissenschaft muß sie eben so als eine Erscheinung des Lebens konstatiren, als eine Realität anerkennen wie Essen und Trinken, Lieben und Hassen, Leben und Tod. Machtlos und fremd, ja, einfach verständnißlos steht sie ihnen als Stücken einer ganz anderen, aber nicht minder wirklichen Art menschlichen Innenlebens gegenüber.

Und eben hier setzt das ewige Recht und die unverbrüchliche Nothwendigkeit der Religion ein. Nicht für Alle natürlich, wie es einst eine harte Vergangenheit forderte, sondern eben für Die nur, die bei Strafe innerer Fried- und Glücklosigkeit Antwort fordern auf jene sie quälenden und nicht zu bannenden Fragen. Die Religion, und sie allein, giebt Antwort darauf. Und diese Antwort ist immer die selbe, immer nur das eine Wörtchen: Gott. Gott ist Urgrund und Ursache alles Lebendigen, Ziel aller Entwicklung; in ihm „leben, weben und sind wir“; undefinirbare und doch den Gläubigen gewisse Strömungen verbinden sie mit ihm. Keiner kennt ihn, Niemand weiß von ihm Etwas auszusagen; jedes Experiment, das ihn fassen will, versagt; jedes logische Konstruiren zerschellt ihm gegenüber. Und doch ist es den Gläubigen felsenicher, daß er ist. Aus dem ganzen Zuschnitt der Welt, aus Dem, was wir wissen, und aus Dem, was wir nicht wissen, aus dem Entwicklungsgeſetz wie aus den Widersprüchen des menschlichen Innenlebens, aus dem Schmutz wie aus der Schönheit um sie her, aus der Noth und Ungerechtigkeit, wie aus den Glücksempfinden und höchsten sittlichen Leistungen, aus allen Zweifeln, aus allem Todesröcheln, allen Todesqualen, — aus Alledem und nicht zuletzt aus dem Zwang der eigenen Seele, die ihn fordern muß, quillt den Gläubigen diese felsenfeste Gewißheit. Es giebt, um diesen inneren und wahrlich komplizirten und gewaltigen Vorgang plausibel zu machen, vielleicht nur ein einziges, einigermaßen zutreffendes Gegenbild: in der Gewißheit, die ein Mensch vor der inneren, geistigen Persönlichkeit eines von ihm geliebten Mitmenschen hat. So, wie er ihn sieht, sieht ihn Niemand; er kann nicht einmal ordentlich schildern, wie er ihn sieht; geschweige denn schlagende und erschöpfende Beweise dafür vorbringen; denn gerade Das, was ihm Beweis ist, das Leuchten der Augen, der Klang der Stimme, die Bewegung des Armes, die Haltung, der Gang der Gedanken: das Alles ist für Andere kein oder nur nebensächlicher Beweis, für ihn aber unbedingte Nothigung. So ist Gott für den religiös Bedürftigen eine unbedingte Nothigung aus allem Lebenden und Toten, allem Vergangenen und Gegenwärtigen, aus allem Guten und Schlechten, allem Geistigen und Sinnlichen um ihn her. Und es genügt ihm durchaus, sicher zu sein, daß Gott ist und irgend welche Beziehungen zu ihm möglich sind. Denn diese Sicherheit ist sein Friede, giebt ihm sein Lebensgleichgewicht, läßt ihn freudig durchs Leben gehen und hindert ihn nicht im Geringsten, ein nach allen Seiten der Gegenwart offener, in ihren Konsequenzen handelnder Mensch zu sein. So führt die moderne Wissenschaft und Weltbetrachtung über sich selbst hinaus: zur Religion. Indem sie sich in hoher Selbsterkenntniß auf das ihr Mögliche beschränkt, weckt sie in Ungezählten gerade ihrer Anhänger das Bedürfniß nach Religion und giebt ihnen in königlicher Freiheit auch das Recht dazu.

Und noch ein Weiteres. Sie weckt nicht nur das Bedürfnis nach Religion, sie rechtfertigt nicht nur das Recht auf Religion: sie weist auch den Religiösen auf ihrem eigenen Gebiete die hohe Warte an, von der aus sie die Möglichkeit eines lebendigen Gottes sich und Anderen verständlich machen können. So sehr Religion ein absolut anderes menschliches Lebensbereich ist als Wissenschaft und wissenschaftliche Weltbetrachtung (in dieser Beziehung decken sich also auch moderne Ansichten mit denen des Kaisers), so sehr hat doch jeder Religiöse das Bedürfnis und die Pflicht, den inneren Zwang zu seinem Gottglauben vor aller Welt dadurch zu rechtfertigen, daß er ihn als wohl vereinbar mit dem Weltbilde erweist, dem seine Zeitgenossen aus der Nothwendigkeit ihrer ganzen geistigen Entwicklung jeweilig anhängen. So ist bekanntlich das ganze überlieferte christliche Glaubensbekenntnis nicht Anderes als eine Zusammenschweißung des babylonisch-alexandrinischen Weltbildes mit dem Gottglauben der Juden, Jesu und seiner Jünger. Und so ist auch eine Kombinirung des heutigen Weltbildes mit dem Glauben an Gott möglich, so lückenlos und konsequent, daß der Gläubige darin nun wieder eine neue Nothigung zum Gottglauben erkennt.

Bekanntlich besteht der Kern unserer modernen Weltbetrachtung in dem sogenannten psychophysischen Parallelismus. Nach ihm ist Alles, was ist, gewoben aus Stofflichem und Seelischem, Materie und Geist, Sinnlichem und Unsinnlichem. Nie ist Materie ohne Geist, Geist ohne Materie gefunden. Jedes ist durch das Andere bedingt, Beide sind wie zwei Seiten der selben Sache und doch ist Jedes seinem Wesen nach durch eine unüberbrückbare Kluft von dem Anderen getrennt. Das gilt, nur in immer verschiedenem, immer komplizirterem Verhältniß, von jedem Stein, jeder Pflanze, jedem Thier, jedem Menschen, schließlich vom gesammten Universum. Also, folgert der Gläubige von heute, ist dieses Universum der Gott, an den ich glaube. Er ist das All der Materialisten und doch nicht nur Materie: denn in dieser Allmaterie lebt die unendliche, die Allpsyche. Er ist der Geistgott der alten Christen und dennoch nicht bloß Geist an einem Ort, „da Niemand zukommen kann“, sondern stehend, zuckend, leuchtend, denkend, treibend in allem Sichtbaren und Lebendigen, das uns umgiebt. Er ist der Gott der Pantheisten, in jedem Menschenherz und Menschenhaar, in jedem Stein und jedem Stock, und dennoch kein zerfließendes Etwas, sondern seiner selbst bewußt wie sein winziges Werk, der Mensch, in der Einheit seiner Allmaterie und Allpsyche eine ins Ungeheure gereckte, ins Abgründige vertiefte Allpersönlichkeit, gegen die die menschliche nur ein Miniaturschattenbild ist. So wächst für den heutigen Menschen gerade aus den Nothigungen der modernen Wissenschaft und Weltbetrachtung ein Gottglaube heraus, verschieden von allen früheren und doch alles Bleibende dieser früheren in sich bergend, beglückend und über-

mältigend Alle, die voll neuer religiöser Sehnsucht herumgehen. Wohin ich fahre, rühre ich nun wieder an Gott. In aller Natur, in jedem Kunstwerk, in Menschheitsgeschichte wie im Leben jedes Einzelnen, in mir selbst, in jedem Geschehen spüre ich ihn. Und doch greife ich in Allem wieder nur den Saum seines Gewandes, streift mich nur ein leiser Hauch seines Wesens. Er selbst, wie er ist, in der Vereinigung der Allmaterie und Allpsyche, bleibt immerdar verborgen, aber aus all jenen Berührungen dennoch mir immerdar gewiß.

So schiebt sich in unseren Tagen ein neuer Gottglaube gegen den alten, zu dem sich auch der Kaiser noch bekennt, heran. Wem ist es noch zweifelhaft, welchem von ihnen die Zukunft gehören wird?

Zehlendorf.

Paul Goehre.



## Selbstanzeigen.

**Hamburg und der Alkohol.** Lukas Gräfe, Hamburg 1903. Preis 2 Mark.

Der Antheil des Verfassers am Reinertrage der Schrift dient der Unterstützung einer verarmten Familie, die dem Guttemplerorden angehört.

Jede Partekämpfe haben in den letzten Monaten das innere Leben Deutschlands vergiftet. Jagen mag Mancher schon fragen, ob denn der Sinn für große Ziele, der uns einst den Reichsgedanken schuf, unserem Volk verloren gegangen sei. Wer also zweifelt, Der richte seinen Blick auf die Bewegung gegen den Alkohol. Da sieht er, wie aus der Seele unseres Volkes heraus eine mächtige Fluthwelle sich erhebt, die, stetig wachsend, von einer Mauer, die die Vorurtheile von Jahrtausenden gethürmt haben, Stein um Stein hinwegspült. Da erblickt er eine Schaar von Kämpfern, die, anfangs klein und verspottet, nun zum mächtigen Heer anschwillt und fest entschlossen ist, den grimmigsten Feind, der die Welt Herrschaft der germanischen Völker bedroht, künftig bis aufs Messer zu bekämpfen. Mit welcher Schrift „Hamburg und der Alkohol“ bin ich in die Reihe dieser Kämpfer getreten. Ich hoffe, daß die Schrift auch außerhalb meiner Vaterstadt Leser finden wird. Erstens schon, weil Alles, was die festgefügte, eigenartige Kultur der Hansestädte angeht, für ganz Deutschland von Bedeutung ist. Dann aber auch, weil viele meiner Ausführungen nicht nur hamburgische Verhältnisse treffen. Herr Maximilian Harden hat die Freundlichkeit gehabt, mir zu gestatten, dieser Selbstanzeige den zwölften Abschnitt meiner Schrift anzufügen. Er trägt den Titel „Alkoholfrage und Schule. Die akademischen Trinksitten“. Hier sein Inhalt:

Als Kämpferin gegen den Alkoholismus kommt auch die Oberschulbehörde in Betracht. Auf die Dauer wird die Schule es nirgends unterlassen können, die Aufklärung über die Gefahren des Alkohols in den Kreis der Lehrgegenstände aufzunehmen. Es ist daher dringend zu wünschen, daß in Hamburg die Oberschulbehörde entsprechende Anordnungen für unsere Schulen recht bald er-

lasse. In sämtlichen Lehranstalten wird zunächst ein rein naturwissenschaftlich gehaltenen Unterricht über die Alkoholschäden zu erteilen sein. Dann aber wird es sich darum handeln, Willen und Wesen der heranwachsenden Jugend so zu beeinflussen, daß die gewonnene naturwissenschaftliche Erkenntniß Frucht trage. Der Weg hierzu wird, wie mir scheint, in den höheren und in den niederen Schulen nicht ganz der gleiche sein. In den niederen Schulen wird vor Allem immer und immer wieder betont werden müssen, daß dem Emporkommen der wirtschaftlich Schwachen kein grimmiger Feind entgegensteht als der Alkohol, daß alle Behauptungen, alkoholische Getränke, insbesondere der Branntwein, seien für bestimmte körperliche Arbeiten nöthig oder fördernd, Uügen sind. Was aber die höheren Schulen angeht, so wird ihnen eine Aufgabe von höchster nationaler Bedeutung zufallen: der Kampf gegen die akademischen Trinksitten.

Wir wollen doch einmal der Wahrheit die Ehre geben und ehrlich aussprechen: Wir akademisch gebildeten Männer tragen an dem Alkoholelend in Deutschland die schwerste Schuld. Der Ethiker Paulsen sagt sehr mit Recht, daß sich Alles, was in den höheren Kreisen der Gesellschaft als entschieden gemein betrachtet wird, auch in den unteren Klassen auf die Dauer nicht halten kann. Somit könnten wenigstens die schwersten Formen der Alkoholverderbnis in Deutschland längst getilgt sein, wenn die höheren sozialen Schichten die Erkenntniß und den Muth besäßen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und in ihrer eigenen Mitte Zustände, die ihrer nicht würdig sind, auszurotten. Daß die höheren Gesellschaftskreise im Allgemeinen bisher hierzu nicht gelangt sind, dafür trifft wiederum die Verantwortung eine besondere Gruppe unter ihnen: eben die akademisch Gebildeten. Denn die auf dem Trinkzwang beruhenden Trinksitten des Universtitätlebens, denen die Männer dieses Standes während ihrer Studenzeit fast ausnahmslos gehuldigt und die sie vielfach in ihr späteres Leben mit hinübergenommen haben, erzeugen durch das berechtigte soziale Ansehen ihrer Träger eine verderbliche Suggestion auf andere Kreise und verhindern Viele, das Wesen der Alkoholgefahr richtig zu würdigen. Ich weiß wohl, daß bei uns in Hamburg, wo für die Sitte des Lebens aller höheren Stände die vorgeschrittenen Anschauungen des hanseatischen Kaufmannstandes glücklicher Weise von je her maßgebend waren und hoffentlich maßgebend bleiben werden, der Einfluß der akademischen Trinksitten noch lange nicht in seiner verderblichsten Form fühlbar und sichtbar wird. Im größten Theil des Binnenlandes steht es, der Natur der dortigen Verhältnisse entsprechend, viel schlimmer. Aber die Thatsache bleibt doch immer, daß auch nicht ganz wenige Hamburger durch den Trinkzwang des Universtitätlebens den Keim zu dauerndem Siechthum erworben haben, zu einem Siechthum, das meist in den vierziger Jahren oder zu Anfang der fünfziger offenbar wird, häufig aber auch schon viel früher. Wer sich in den Kreisen seiner Bekannten umsieht, wird, wenn er nicht absichtlich die Augen schließt, die Wahrheit dieser Feststellung leicht an Beispielen nachprüfen können. War manchen tüchtigen Mann haben auch in Hamburg die Nachwehen des studentischen Aneipens in Verbindung mit den dadurch erzeugten bleibenden verkehrten Gewohnheiten dem Leben und dem Wirken vor der Zeit entrißen.

Durch die akademischen Trinksitten schädigen die höheren Stände das Gesamtleben der Nation in einer Weise, wie es kein anderes germanisches

Volk heute auch nur annähernd noch zu erleiden hat. Es ist beinahe wunderbar, daß diese Sitten immer noch bestehen; denn kein ernsthafter Mann wird heute noch den Versuch machen, sie ernsthaft zu verteidigen.

Daß sich solche Zustände thatsächlich noch immer forterhalten, ist nur mit zwei Gründen zu erklären: erstens mit dem Gesez der Trägheit, das sich hier darin äußert, daß jeder „Fuchs“ immer wieder „Burschen“ findet, die ihn in diese Mystereien einführen. Dann damit, daß ein junger Mensch zwischen achtzehn und zwanzig Jahren sehr selten Kraft, Selbstständigkeit und Selbstgefühl genug findet, um, entgegen einem moralischen Zwang allerhöchster Art, seiner besseren Erkenntniß folgend, einfach zu erklären: Das will ich nicht; ein freier Mann läßt sich nicht zwingen, mehr zu trinken, als ihn selbst gut dünkt. Es kommt aber noch hinzu, daß in den meisten Fällen für den Fuchs schon vor seinem Eintritt in das Leben der Hochschule das wahre Wesen der akademischen Trinksitten durch einen Schleier falscher Poesie verdeckt worden ist. Den Schleier haben Unkenntniß, Mühseligkeit und Furcht, die Wahrheit zu sagen, um eine Wirklichkeit gewoben, die schon in einigen ihrer rein äußeren Formen außergewöhnlich häßlich ist; wenigstens weist die Geschichte aller Kulturvölker wohl nur eine mit gleich abstoßenden Begleitumständen auf: die bekannten Gastmähler der römischen Kaiserzeit. (Ein Eingehen auf das tertium comparationis darf ich meinen Lesern ersparen.)

Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß einmal eine Wendung zum Besseren aus der Mitte der Studenten selbst hervorgehen wird. Nur werden jedem Werk zum Wohl der Gesamtheit des akademischen Lebens in keinem anderen Lande so erhebliche Hemmnisse erwachsen wie in Deutschland, dessen Studentenschaft in so viele Gruppen zerfällt, die sich unter einander befehden. Immerhin besteht in dieser weithin zerklüfteten Vielheit eine Gruppe, der wohl die Kraft innewohnt, diese Arbeit zu thun: die im „Rösener S. C.“ vereinigten „Corps“. Ich will die Bedeutung keines anderen studentischen Bundes verkleinern. So soll es den deutschen Burschenschaften ewig unvergessen bleiben, daß sie schon damals für Deutschlands Einheit eintraten, als es noch Gefahr brachte. So wird den hohen Idealismus der Vereine Deutscher Studenten auch Der nicht verkennen, der ihre politische Richtung nicht theilt oder der die akademische Jugend der Politik des Tages überhaupt lieber fern sähe. Aber Das wird jeder Kenner unserer Universitäten gern oder ungern zugeben müssen: das Ansehen der Corps des Rösener S. C. ist heute so bedeutend, daß in einer Lebensfrage, wo sie entschlossen vorangehen, die übrige Studentenschaft schlechterdings folgen muß. Diese hervorragende Stellung der Corps weist ihnen in der Reform der akademischen Trinksitten eine hohe Aufgabe, damit aber auch eine schwere Verantwortung zu. Zwar wird kein ehrlich Denkender behaupten können, die Trinksitten spielten im Corps eine größere Rolle als in der übrigen Studentenschaft. Jedenfalls aber stehen die Corps durchaus auf dem Boden des Trinkzwanges. Hieraus ergeben sich Fragen sehr ernster Art. Die deutschen Corpsstudenten, vor Allen die vielen alten Herren des Rösener S. C., die sich zum großen Theil eines hohen Ansehens und eines weiten Einflusses erfreuen, werden nicht unterlassen wollen, diese Fragen zu beantworten. Es steht fest, daß die deutschen akademischen Trinksitten eine Quelle des Verderbens für die Studenten selbst

und durch die Macht des Beispiels auch für alle anderen Klassen sind. Die Corps nehmen eine solche Vorzugsstellung ein, daß es in der Studentenschaft ihnen allein möglich ist, durch ihre Macht und ihr Ansehen jene Gebräuche auszutilgen. Das Volk darf von ihnen, einer Gemeinschaft sozial so stark begünstigter Art, solche außergewöhnlichen Leistungen erwarten. Wenn sie das Fortbestehen der Trinksitten trotzdem dulden: ist Das nicht eine Unterlassung, die vor der Geschichte schwer zu vertreten sein wird? Entschließen sie sich aber zur rettenden That, so schaffen sie sich einen dauernden Ehrenplatz in der deutschen Kultur und betätigen die Besinnung, zu der sich der Deutsche Kaiser bekannt hat. So lange aber dieses Gesundungswerk von innen heraus noch nicht vollbracht ist, ist es Pflicht Derer, die wollen, daß unsere am Höchsten gebildeten Stände nicht ein Deminutiv, sondern ein Sporn der Aufwärtsentwicklung unseres Volkes seien, nach Mitteln zu suchen, die akademischen Trinksitten von außen her zu bekämpfen.

Das beste Mittel ist die geeignete Belehrung in der Schule. Freilich wird die Aufgabe schwierig sein, da mit der natürlichen Opposition des heranwachsenden jungen Mannes gerechnet werden muß; Pedanterie und falsche Methoden könnten hier leicht Alles verderben. Ich würde — in Anwendung einer nicht immer befolgten Grundregel der Pädagogik — nicht mit einem „Du sollst“ oder „Du sollst nicht“ arbeiten, sondern versuchen, Erkenntniß und Willen des Schülers so zu lenken, daß er das Rechte erkennt und beschließt, dazu zu stehen. Ich würde alle Dinge beim rechten Namen nennen und mich nicht scheuen, mir manchen unter meinen Schülern, Kollegen, Vorgesetzten und Mitbürgern durch Zertrümmerung seiner Höhenbilder zum Feinde zu machen. Ich würde zu bedenken geben, ob es ein sehr erhebendes Gefühl ist, den messerscharfen Angriffen eines Blattes von der Art des „Simplicissimus“ ausgesetzt zu sein, mit dem Bewußtsein, daß der verhaßte Gegner im Punkte der Trinksitten im Grunde Recht hat, ja, daß seine Karikaturen des alkoholisirten Typus unter den deutschen Studenten nicht sehr viel mehr geben als ein Bild der traurigen Wirklichkeit. Auch darüber würde ich zum Nachdenken anregen, ob es nicht recht bezeichnend ist, daß ein so ausgesprochen alkoholfreundliches Blatt wie der „Klabberadatsch“ den deutschen Studenten eigentlich niemals anders zeichnet als in der Figur des stud. cerv. K. Bierwürder. Ich würde meine Schüler bitten, sich einmal darüber zu belehren, in welchem Lichte dem Auslande unsere akademische Trinksitte erscheint. Nicht etwa den Russen, Spaniern, Italienern und Franzosen — deren Meinung könnte uns schließlich gleichgiltig sein —, sondern den Germanen des Nordens und des Westens, den Skandinaven, Engländern und Nordamerikanern. Mit Recht gestehen wir diesen Vätern keinen Vorrang an Geist, Sitte oder Macht zu. Unsere akademischen Trinksitten aber, ein nicht unwichtiger Zug im Leben der Träger unserer Bildung, werden in ihnen Empfindungen, die nur zum allergeringsten Theil fröhliche Reugier, zum größten aber hochmüthiges Bedauern sind. Ist Das des Deutschen Volkes ganz würdig?

Noch in anderer Richtung würde ich an die Vaterlandliebe meiner Schüler appelliren. Ich würde ihnen zu bedenken geben, daß sie als Männer der höchsten Stände berufen sind, auch in der Erfüllung der Wehrpflicht einen anderen als den gewöhnlichen Platz einzunehmen, daß aber die schweren gesundheitlichen Folgen der akademischen Trinksitten (insbesondere Bierberg, Fetztsucht und Magen-

erweiterung) nicht ganz selten so unmittelbar auftreten, daß die Wehrfähigkeit bedenklich geschwächt, wo nicht gar vernichtet wird. Ich würde endlich in der Jugend die ausgeprägte Hochachtung vor der eigenen geistigen und leiblichen Persönlichkeit großzuziehen suchen. Ich würde ihr ihre Pflichten gegen sich selbst und gegen die Zukunft des Menschengeschlechtes mit ehernem Griffel in das Gewissen graben. So könnten wir den Schüler schon vor seinem Abgange zur Universität mit einer Festigkeit und mit einem Stolz erfüllen, der ihm eine Unterwerfung unter die akademische Trinksitte zu einer moralischen Unmöglichkeit machen würde. Der junge Hansesat würde, dank seinem berechtigten Selbstgefühl, verhältnismäßig leicht auf diese Höhe zu bringen sein. Von sehr maßgebender Seite habe ich zu meiner Freude gehört, daß ein großer Theil unserer hamburgischen Lehrerschaft in niederen und in höheren Schulen bereit ist, an diesem Werk des nationalen Fortschrittes mitzuwirken, daß also Kräfte für einen solchen Unterricht, der sich an die zum Theil schon eingeführte Gesundheitslehre anzuschließen hätte, mehr als ausreichend vorhanden sind. Möge nun die Ober-Schulbehörde nicht zögern, diesen Kräften freies Feld zu ihrer Bethätigung zu geben!

Hamburg.

Landrichter Dr. Hermann W. Popert.

**Geschlechtskrankheiten und Rechtschutz-Betrachtungen** vom ärztlichen, juristischen und ethischen Standpunkt. Von Professor Dr. med. Max Flesch, Frauenarzt, und Dr. jur. Ludwig Wertheimer, Rechtsanwalt in Frankfurt a./M. Jena, Gustav Fischer.

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat als ersten Gegenstand der Verhandlung die strafrechtliche und civilrechtliche Bedeutung der Geschlechtskrankheiten auf ihre Tagesordnung gesetzt. In der vorliegenden, schon vor der Aufstellung der Tagesordnung begonnenen Abhandlung haben ein Arzt und ein Jurist sich zur Behandlung des Rechtschutzes gegenüber der venerischen Infektion vereint, angeregt der Eine durch den Einblick in die schwerste Zerrüttung des Familienlebens nach eingetretener Ansteckung der Frau durch ihren vor der Ehe infizierten Mann, der Andere durch die Beschäftigung mit den Folgen dieser Zerrüttung in daraus entstandenen Scheidungsprozessen. Der ärztlichen und juristischen Erörterung folgt eine Darlegung der Konsequenzen, zu denen die einseitige hygienische und juristische Behandlung des Problems führen mußte. Aus dieser Darlegung wird die Nothwendigkeit abgeleitet, vor Allem im Sinn weitester Aufklärung eine Umwandlung der heutigen Sitten anzustreben, und zwar so, daß dem heutigen Zustand ein Ende gemacht wird, der darauf beruht, daß die gesetzlich verlangte Beschränkung der geschlechtlichen Beziehungen auf die Ehe nur von einer kleinen Minderheit eingehalten wird. Nur eine Aenderung der sittlichen Auffassung kann die erstrebte Einschränkung der venerischen Krankheiten herbeiführen; wenn sie eine solche Aenderung der Sitte vorbereitet, kann die juristische Umgestaltung der in Strafrecht und Civilrecht in Betracht kommenden Gesetzbestimmungen eine ernste ethische Forderung erfüllen.

Frankfurt a./M.

Professor Dr. Max Flesch.



## Bankbilanzen.

Die Pflicht, die Bilanzen unserer großen Effektenbanken zu kritisiren, gehört zu den unangenehmsten, die der Beruf dem Beobachter der Volkswirtschaft aufbürdet. Wer selbst jemals im Bankbureau des Bilanzirens schwere Kunst geübt und gelernt hat, wie viele Wege um das Gesetz herum führen, Der weiß auch, „daß wir nichts wissen können“, — nichts von Dem nämlich, was wirklich in den Büchern der Banken steht. Ich werde den Gedanken nicht los: am Tage nach der Veröffentlichung der Bilanz läßt der Herr Direktor sich mit ironischem Rächeln vom Archivar die Besprechungen der Presse vorlegen und vermerkt mit innerer Genugthuung, daß es immer noch Leute giebt, die sich bemühen, Etwas aus Zahlen herauszulesen, die doch gerade so zusammengestellt sind, damit man nichts aus ihnen herauslesen könne. Ich habe im vorigen Jahr hier Maßregeln vorgeschlagen, deren gezielte Durchführung das Dunkel der Bilanzen erhellen könnte; aber noch immer hat kein Weheimrath die Pflicht erkannt, Deutschlands Aktionären eine Aenderung des Aktiengesetzes zu beschaffen. Die Hoffnung auf solche Beschaffung wird eigentlich immer geringer. Wenn die nächste Reichstagswahl den Wünschen des Großkapitals und der Börse Erfüllung bringt und einigen Spezialvertretern von Börse und Industrie den Weg ins Parlament ebnet — des großen Rommsen kleiner Sohn ist ja noch vor Thoreschluß schnell auf Rickerts verwaisten westpreußischen Sig befördert worden —, dann werden diese Herren sicherlich Alles ausbieten, um eine zeitgemäße Aenderung des Aktiengesetzes zu verhüten.

Bevor aber das deutsche Aktiengesetz nicht klarere Bestimmungen über die Bilanzmäßige Vermögens- und Gewinnfeststellung erhält, steht der Leser der Bankbilanzen immer wieder vor Räthseln. Ich will hier heute nicht den Werth der einzelnen Bilanzziffern abschätzen. Das ist in den Tageszeitungen schon geschehen, deren Schreiber sich der Pflicht nicht entziehen dürfen, vergleichende Bilanzkunde zu treiben. Statt ihnen nachzuhinken, will ich lieber prüfen, ob die Bilanzziffern uns lehren, daß die Wirkungen der großen Krisis allmählich wieder verschwinden. Von solcher Prüfung ist eine Bank von vorn herein auszuschließen: die Berliner Handelsgesellschaft. Sie ist die einzige unter all ihren Berliner Genossinnen, die sich offen als Spekulationsbank bekennt; sie wird auch ganz nach den Grundsätzen eines spekulativen Institutes verwaltet. Ihr Schwergewicht liegt in den Aktiv-Geschäften, in Erwerbungen und Emissionen. Das Effekten- und das Konjunktalkonto nehmen in ihrer Bilanz den breitesten Raum ein. Diesen beiden Hauptkonten sind die übrigen unterthan. Das Kontokorrent-Geschäft weist unter Debitoren wie Kreditoren als Kontrahenten Aktiengesellschaften auf, die von der Berliner Handelsgesellschaft gegründet wurden oder doch patronisirt werden. Was als Privatbank der Handelsgesellschaft anhängt, strebt auch meist nur nach Gewinn bringender Unterbetheiligung an den jetten Konjuntien. Eine nothwendige Folge dieser Geschäftsvorfassung ist auch, daß die Handelsgesellschaft sich hütet, sich eine Depositenlast aufzupacken. Mehr als einmal mag der Versucher an die Direktion herangetreten sein und ihr gerathen haben, wie die Nachbarbanken Depositenkassen und Filialen aufzuthun und das billige Geld des Privatpublikums aufzusaugen. Solchen Vorkungen

hat die Verwaltung bisher — auch die letzte Bilanz zeigt es — widerstanden; mit Recht: denn einer Bank, deren Aktiva zum größten Theil Spekulationwerthe sind, droht Gefahr, wenn ihr plötzlich — und gerade in kritischer Zeit — täglich kündbare Gelder in Massen weggeholt werden. Ein Blick auf diese ganze Geschäftspraxis lehrt, daß die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft als Gradmesser für das wirtschaftliche Wohlergehen nicht zu benutzen ist. In ihren Ziffern spiegelt sich allenfalls die Stimmung der Börse wider, sie lassen Belebung oder Stöckung der Gründerthätigkeit erkennen; bis in die Niederungen des Wirtschaftslebens aber, bis zu den unzähligen Einzelexistenzen, die, ohne noch der Aktiengesellschaft verfallen zu sein, dort unten haufen: so tief hinab reicht die Fühlung der Handelsgesellschaft nicht.

Die anderen berliner Banken bieten dem kritischen Auge ein anderes Bild. Seit in den letzten Jahren auch die Diskontogesellschaft ihren Vorbildern gefolgt ist, gilt überall das selbe System. Depositenklassen und Zillalen schaffen Millionen auf Millionen heran, die den Einlegern billig verzinst werden und durch Anlage in den verschiedensten Geschäften den Aktionären hohen Zwischenerdienst abwerfen. All diese Banken sind eng mit dem Geschäftsleben der Nation verknüpft. Alle irgendwie nennenswerthen kaufmännischen Geschäfte werden an ihren Kassenschaltern regulirt und ihre Bilanzjournale müssen deshalb über den Stand unsres Wirtschaftslebens lehrreiche Auskunft geben.

Nimmt man die Ausdehnung der Kontokorrent-Konten als Norm, so kommt man zu dem Schluß, daß 1902, das Jahr der Beruhigung, durchaus noch nicht neue Symptome regeren Geschäftslebens gezeigt hat. Typisch ist für fast alle Bankbilanzen die starke Vermehrung der Kreditoren. Dieses Anwachsen der fremden Guthaben beweist deutlich, daß vorsichtige Geschäftsleute ihr Geld in Bereitschaft hielten, daß aber der Unternehmungsgeist noch fehlte, der den Kapitalisten drängt, beträchtliche Summen in Handel und Industrie festzulegen. Natürlich konnte unter solchen Umständen von einer Vergrößerung der Bankdebitoren nicht die Rede sein; denn wer schon das eigene Geld nicht in Geschäfte stecken will, wird sich natürlich erst recht hüten, etwa gar fremdes Geld für solche Zwecke zu borgen. Doch auch komplizirtere Erscheinungen des Wirtschaftslebens sind hinter den Bankbilanzen zu ahnen. Ueberall sind die Gewinne auf Wechsel und Zinsen schmaler geworden. Das ist eine natürliche Folge des niedrigen Bankzinsfußes, der während des ganzen abgelaufenen Jahres nicht wick. Wir merken aber auch, daß zwischen dem deutschen und dem auf den Geldmärkten von New-York und London geltenden Zinsfuß eine zum Theil nicht unwesentliche Differenz bestand. Namentlich in den Bilanzen der Deutschen und der Dresdener Bank fällt die starke Vermehrung der Bestände reportirter Effekten auf. Woher stammt diese Vermehrung? Aus dem Ruhen, den Londons höherer Zinsfuß diesen Banken einbrachte. In beiden Fällen haben übrigens gewisse Sonderinteressen mitgewirkt. Die Dresdener Bank hat es sicher für nöthig gehalten, durch Gelddarlehnungen den londoner Markt zu stützen, um die Emissionen der Albugruppe zu erleichtern. Und die Deutsche Bank hatte der Stadt Wien aus dem Erlös der letzten Anleihe ein Guthaben zu hohen Säzen zu verzinsen. Die Anlage dieses Geldes in deutschen Werthen hätte ihr Verlust gebracht; die höheren Sätze des englischen Marktes boten ihr die willkommene Gelegenheit, sich schab

los zu halten. Ein anderes Bild. Mitten in der schlechten Zeit allgemeiner Depression hat die Börse schon wieder ein kleines Längchen gewagt; deutlich sehen wir die Spur in dem überall höheren Effektengewinn. Besonders auffallend ist er bei der Dresdener Bank. Im vorigen Jahr ein Verlust von 348000 Mark, diesmal ein Gewinn von  $4\frac{1}{2}$  Millionen. Freilich erzählt man, 5 Millionen seien allein an der General Mining and Finance Corporation verdient worden. Dann ist anzunehmen, daß dieser Gewinn durch alle Poren der Bilanz gesiekt und auf alle Konten vertheilt worden ist. Die Veränderung der Börsenkonjunktur zeigt am klarsten natürlich die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft, die von der Besserung der Kurse erheblich profitirt hat.

Haben die Banken selbst nun die Krisenwirkung schon überwunden? Vor der Beantwortung dieser Frage ist eine strenge Scheidung der großen von den kleinen Instituten nöthig. Die kleinen Banken haben natürlich mehr gelitten und erholen sich nun auch schwerer. Namentlich die Bilanz der Berliner Bank zeigt noch immer die Spuren der vorjährigen Verwüstung. Und selbst, wo solche Spuren fehlen, hat man, wie bei der Mitteldeutschen Kreditbank, den Eindruck lethargischer Enthaltensamkeit, die natürlich auch eine Folge der Krisenzeit ist. Ueberraschend schnell hat die Dresdener Bank sich von den harten Schlägen des Gewitterjahres erholt. Die Vermehrung der Depositengelder zeugt für das wiederkehrende Vertrauen des Publikums. Ähnlich sieht in der Nationalbank für Deutschland aus. Doch erst vom sicheren Port aus läßt sich genau die Gefahr übersehen, in der man geschwebt hat; gerade die relativ günstigen Abschlässe zeigen jetzt, wie nöthig im vorigen Jahr die schärfste Kritik war. Auch dafür ist die Bilanz der Dresdener Bank charakteristisch. Fast 3 Millionen müssen auf das Konfortialkonto in diesem Jahr wieder abgeschrieben werden, nachdem schon in der vorigen Bilanz einige Millidnchen springen mußten. Diese Thatsache lehrt, daß man im vorigen Jahr bei richtigen Abschreibungen, statt der schließlich vertheilten 4 Prozent, keinen Pfennig Dividende geben durfte.

Aus Fabelhafte grenzt auch diesmal wieder die Entwicklung der Deutschen Bank. Sie war bekanntlich das einzige Institut, das unter der Krisis nicht litt, sondern sogar verstand, aus der Noth eine Tugend zu machen. Seit die Krisenzeit mit ihren gewinn- und chancenreichen Sanirungen vorüber ist, war gerade für die Deutsche Bank eher ein Rückschlag in den Einnahmen und Umsätzen zu erwarten. Nichts davon ist zu merken; Niezenziffern und eine unantastbare Liquidität; wieder schlägt diese Bank jeden Rekord im Rennen um die Gunst deutscher Kapitalisten.

Interessant ist die Entwicklung der Bank für Handel und Industrie, die man Darmstädter Bank nennt. Der Mißerfolg ihrer Portugiesen Emission hat sie seit dem Ende der achtziger Jahre zur Zurückhaltung bestimmt; und aus der Zurückhaltung wurde schließlich völlige Unthätigkeit. Erst als das üppige Fest beinahe schon zu Ende war, wollte auch diese Bank noch den Tanz um das Goldene Kalb mitmachen: sie ging Herrn Hanau ins Garn. Kurz vor dem Stach fiel sie mit Dannenbaum herein. Die Gefahr neuer Entmuthigung lag nah. Da trat Herr Dernburg als Retter an die Spitze. Er machte, nach berühmten Mustern, die er in der Deutschen Bank kennen gelernt hatte, aus der Noth eine Tugend. Er schuf aus Dannenbaum-Differdingen die Deutsch-Luzemburgische Bergwerks-

gesellschaft, sanirte die Deutsche Grundschuldbank und die Pommerische Hypothekensbank und machte mit einem Schlage aus der Darmsstädter Bank ein Institut, das sogar den Rath fand, zwei anderen Banken, der Breslauer Diskontobank und der Bank für Süddeutschland, Unterschlupf zu gewähren. Die Spuren dieses Wirkens sind in der Bilanz sichtbar. Fast 5 Millionen Mark — aus der Fusion mit der Bank für Süddeutschland — werden zu Abschreibungen und Rückstellungen benutzt. Der Gewinn aus der Fusion mit der Breslauer Diskontobank ist überhaupt noch nicht verrechnet und die Ergebnisse der übrigen Geschäfte haben den Jahresgewinn recht hübsch abgerundet. Dazu kommt, daß die Neue Bodenzugellschaft in ihrem reichen Grundbesitz für einen geschickten Moneymaker noch auf Jahre hinaus reichliches Material für neue Geschäfte birgt. Herr Dernburg ist eben nicht ohne Nutzen in die Schule der Amerikaner gegangen. Fraglich ist nur, wie lange das Glück ihm hold bleibt, und noch fraglicher, ob bei einem Glückswechsel — auch dem Tüchtigsten ist ja das Glück selten dauernd treu — die sehr vorsichtigen und ängstlichen darmstädter Herren ruhiges Blut behalten werden.

Enttäuscht hat der Abschluß der Diskontogesellschaft. Man hatte, weil Rothschilds Erbchaft angetreten und an der General Mining Corporation notorisch viel Geld verdient worden war, auf stattlichere Ziffern gerechnet. Doch diese Geschäftsweiterungen finden, von einzelnen Bilanzänderungen abgesehen, vorläufig nur in dem Anwachsen der Unkosten sichtbaren Ausdruck. Die Bilanz der Diskontogesellschaft erinnert übrigens an das heikle Thema der Lantienen. Die Geschäftsinhaber des Institutes sind fast sämmtlich auch Vorstands- oder Aufsichtsrathsmitglieder der Norddeutschen Bank, die pro forma selbständig weiter lebt, bekanntlich aber der Diskontogesellschaft gehört. Wie es scheint, beziehen die Herren aus beiden Banken Lantienen. Das würde ich für bedenklich halten.

Ueberhaupt ist ein Mangel aller Bankbilanzen auch diesmal wieder die Unklarheit, die das Lantienverhältniß umnebelt. Wir sind neugierige Leute und möchten, zum Beispiel, auch wissen, wie viel an Gratifikationen den Beamten gezahlt war. Selbst da, wo für solche Gratifikationen bestimmte Summen ausgeworfen sind, darf man sich nämlich nicht immer darauf verlassen. Ein Beispiel für wahrscheinlich viele: Im letzten Geschäftsbericht\*) der Nationalbank für Deutschland steht ein Posten von 100000 Mark unter dem Rubrum „Beamten-Gratifikationen“. Wenn ich richtig informiert bin, erhielten davon 30000 Mark die drei Herren Direktoren, 26000 Mark die elf Prokuristen; auf die ungefähr 450 Beamten der Bank aber entfielen rund 34000 Mark. Ganz unbegreiflich aber ist, daß ein Restbetrag von genau 6262 Mark und 62 Pfennigen vom Lantienem auf das Konjunktalkonto verbucht wurde. Wozu? Vielleicht kümmert sich der neue Direktor Witting um diese Zustände und sucht rechtzeitig zu hindern, daß auch mit seinem Namen ein ähnliches System der Verbunkelung gedeckt wird.

Plusus.

\*) Warum, fragt hier der Herausgeber, werden die Geschäftsberichte der Banken als Inserate in den Zeitungen veröffentlicht? Warum nicht Aktionären, Kunden und Journalisten ins Haus geschickt? Die Insertion kostet viel Geld. Und die Hoffnung, durch den seltenen Annoncenauftrag die Stimmung der Bilanzkritiker färben zu können, findet in den Hirnen der Bankbeherrscher doch wohl keinen Raum.

## Briefkasten.

**B**ilder im Wallotbräu: Sie warten auf rechtlich verdienten Lob? Und ich soll undankbar sein, weil ich nicht anerkannt habe, daß meine Beleuchtung der telegraphirten Politik den Reichstag veranlaßt hat, im Etat des Auswärtigen Kntes fünfzehntausend Mark von den Depeschenkosten zu streichen? Erstens, geehrter Herr, war dieser resolute Sirich nicht das Werk eines Wilden, sondern mächtiger Parteiführer, die sogar die „Zukunft“ citirten. Zweitens schien mirs gerade deshalb nicht nöthig, den kleinen Erfolg hier gleich mit lautem Wirbel auszutrommeln. Und drittens war ich mit den M. d. R. nicht ganz so zufrieden, wie Ihr Stolz wähnt. Die Vertreter des Volkes durften sich nicht so schnell beschwichtigen lassen. Herr von Richthofen, den seine malcontenten Beamten den Biscount nennen, erzählt der Budgetkommission: Unsere Herren in Peking waren, als die Truppen sie aus der Gefangenschaft befreit hatten, natürlich ein Bißchen aufgeregt und haben in dieser nationalen Hochstimmung mit den Worten nicht geknauert. Das genügt. Man streicht, um Sparsamer zu zeigen, fünfzehntausend Mark, fordert aber nicht Auskunft über die Telegramme, die aus der Wilhelmstraße gen China flogen. Vielleicht verbarben die mit bösem Beispiel erst gute Sitten. Unsere im Ausland thätigen Diplomaten wundern sich oft genug über die weltchweiligen berliner Depeschen, die ihnen irgend eine Unbeträchtlichkeit aus dem deutschen Weltreich dekorativer Politik melden. Ein Brief thut es in solchen Fällen auch. Die Phraseologie ist nicht so vereinzelt, wieder Staatssekretär Reichthübligenvorplaudert; wenn die Telegramme vorgelegt worden wären, die den befreiten Vegetationssekretären Strahlen der Unabsonnne zublitzten, dann hätte Ihre verehrliche Kommission mindestens hunderttausend Mark gestrichen. Und der Dienst hätte darunter nicht gelitten. Immerhin: ein läßlicher Anfang. Wenn Sie das Ohr preußischer Kollegen haben, rathen Sie ihnen mal, sich um die Ordensrechnungen zu kümmern. Am Ende fallen ihnen die Brillantenkosten auf. Einem Kröjus wie Krupp, einem reichen Mann wie dem Geheimrath Fischer hätte man früher kaum Orden mit Brillanten verliehen. Auch Ausländern sehr selten, wenn auf Reziprozität, wie bei Engländern, von vorn herein nicht zu rechnen war.

**L**ante Boß: Daß Professor Ludwig Vietzsch, den wir mit Stolz den Unseren nennen, auf seine alten Tage plöblich auch noch für ein Konzert Reklame macht, fällt Ihnen auf. Mit Recht. Bisher hatte er nur, aus Menschenfreundlichkeit, alle Bestelliferanten, Tapezire, Blumen-, Teppich- und Möbelhändler e tutti quanti mit Namen und Adresse aufgezáhlt und, ohne sich offen zu der Verwandtschaft zu bekennen, seinen Schwiegersohn, Herrn von Voigtländer, höher als den Generalstab der Sezession geschápt. Nun aber neunzehn Zeilen, v. S. drunter, für ein Konzert? Wirtschaft, Horatio. Außer den Schwiegersöhnen giebt's nämlich auch Schwiegeridchter. „Zwei nordamerikanische Sänger, deren mächtige Stimmen in der berühmten Gesangschule der Frau Anna Vankow zu New York ihre Ausbildung erhalten haben, veranstalten diesen Viederabend. Die hiesige nordamerikanische Kolonie interessiert sich lebhaft für das Konzert.“ Neunzehn Zeilen als Reklame für ein Aufängerkonzert; und die Hauptsache dennoch vergessen. Die Leiterin der „berühmten Gesangschule“, hieß als Mädchen zwar Anna Vankow, als Frau aber: Vietzsch. Und ihren Schülern hilft Schwiegerpapa mit Reklamenotizchen über das große Wasser.

**A**n der Elbe: Stimmt beinahe. Wörtlich: „Mehr August als Friedrich.“

Weil der arme Herr gesagt hatte, er freue sich, gerade zur Hundsausstellung gekommen zu sein. Natürlich durchgefickert. Natürlich verschluckt. Wie immer.

**S u a n o:** Ungefehlt waren die Offiziösen fast immer. Die neueste Leistung der Norddeutschen ist freilich besonders gelungen. Daß der Brief an Hollmann vom Kaiser selbst geschrieben ist, konnte kein Stillkenner bezweifeln. Hier aber wird hoch- und höchst offiziös verkündet: „Die geistige Bedeutung des Kaisers beruht nicht auf byzantinischer Erfindung“; und das Gefinde bezeugt feierlich die Vaterschaft des Herrn. Als ob Kronzeugen dafür nötig wären, daß der Kaiser den Brief selbst erdacht und geschrieben hat! Wahrscheinlich haben Hinders selige Erben einen Küffel bekommen. Wenn sie Herr Kaiser, der Schwabe, noch anführte, könnte man glauben, eine Jugenderinnerung sei ihm zu unrecht Stunde lebendig geworden. In einem schwäbischen Dorf waren Schulze und Schulmeister verfeindet. Als nun der Schulzensohn starb, mochte der Vater sich nicht an den Lehrer wenden, der für die ganze Gemeinde die Grabkreuze bedachtete. Dem ihu' ich die Ehr' nit an, sprach der trauernde Dorf-tyrann, setzte sich auf die Hosen, — und auf dem Kreuz liest man heute noch:

Dier liegt mein lieber Sohn,  
Gott geb' ihm ewigen Lohn,  
Jakob heißt er,  
In einer Nacht  
Selbst gemacht  
Ohne den Schulmeister!

**Spek-Seite:** Jetzt wissen wir wenigstens, wie die Sache steht. Die Amerikauer sehnen sich also innig nach dem Freigenoth, das ihnen Wilhelm der Zweite geschenkt hat, und nur auf des Kaisers Wunsch, dem Specks herredter Mund Worte lieh, wird der Transport bis ins Jahr 1904 aufgeschoben. So lasen wir; amtliche Meldung. Der Kaiser hat allen Grund, über schlechte Bedienung zu klagen. Er schenkt 1902; und 1903 sagt man ihm offiziell nach, er habe den Repräsentanten des beschenkten Volkes gebeten, das Geschenk erst 1904 abliefern zu dürfen. Diese Mär — die Jeder nur in Privatverkehrsritten zu übersezen braucht, um die Unmöglichkeit zu erkennen — soll erfreulicher klingen als die nüchternere Wahrheit: nach dem Benezualastreit, der die Dankfestimmung für Deutschland gründlich verdorben hat, magt Herr Roosevelt nicht, den Alten Freien feierlich in Washington zu enthüllen. Ozenstjerna: Quantilla prudentia! Kommerzbuch: Ganz Europa wundert sich nicht wenig . . .

**Nord-Ostseefahrer:** Dank für die beiden Annoncen. „Sudermanns Kasperletheater“, das sich mit seinem „großen Lacherfolg bei Jung und Alt“ in Königsberger Blättern empfiehlt, hat aber mit unserm „Schaffenden“, einem der besten Deutschen des Jahrhunderts, sicher nichts zu thun. Trotz dem nach der Rede über biblische Dramen verdächtigen Satz: „Kasperle hat für neues Programm und Ausstattung gesorgt“. Wie konnten Sie glauben? Wehr gefiel mir das Inserat aus der Neuen Hamburger Zeitung. Ein Waarenhaus meldet da: „Neu! Graf Bülow-Heringe Neu! Mit Genehmigung Seiner Exzellenz des Herrn Reichskanzlers. 20 Stück — 48 Pfennig“. Sie sind hineingegangen, haben achtundvierzig Pfennige geopfert und festgestellt, daß dieser Dosenfisch bisher Bismarck-Hering hieß. So wächst der vierte von Jahr zu Jahr mehr in die Rolle des ersten Kanzlers hinein. Worüber staunen Sie eigentlich? Soll ein toter Mann etwa ewig im Gedächtniß leben? Begeisterung! ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre.